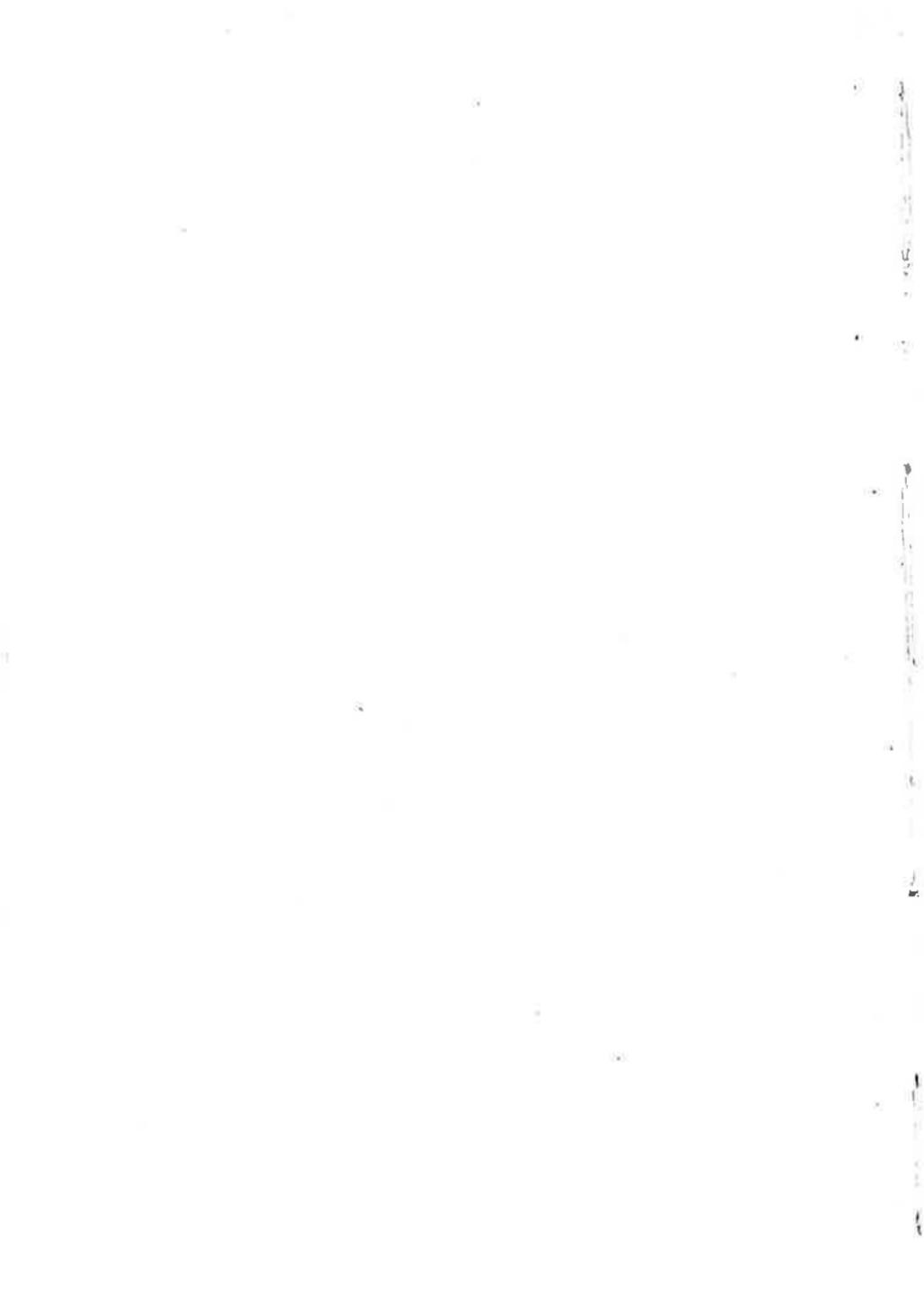


RUDIGIER

VON HERMANN BAHR

VERLAG DER JOS. KÖSEL'SCHEN BUCH-
HANDLUNG IN KEMPTEN U. MÜNCHEN

By



Sr. Eminenz
dem hochwürdigsten Herrn
Fürsterzbischof von Wien
Fr. G. Kardinal Piffl
in Ehrfurcht gewidmet.

1.

Mein Vater war im oberösterreichischen Landtag ein Hauptredner gegen den streitbaren Bischof Rudigier. Wenn dieser in seinem schwellenden, an den Endsilben verweilenden Vorarlberger Ton gegen die neue Schule sprach, wußte man schon, daß der Notar Dr. Alois Bahr, der Abgeordnete der Stadt Linz, es kaum erwarten konnte, gleich nach ihm aufzuspringen und das Wort zu nehmen, um Satz für Satz, wie er sie sich eifrig notiert hatte, in wohl gefügter, klar gegliederter Rede zu widerlegen. Dem altklugen Knaben, der ich war, wurde so der politische Kampf zur häuslichen Angelegenheit, und er hätte den Bischof hassen mögen, wenn er ihn nicht hätte lieben müssen, von klein auf ja zur Ehrfurcht vor dem geistlichen Oberhaupt erzogen. Früh lernte so das Kind, was wir am schwersten lernen: daß jemand, der nach unserer Überzeugung irrt, dabei dennoch unserer Verehrung würdig bleiben kann. Und es horchte nachdenklich den spöttischen und ärgerlichen Reden über einen Mann, dem dieselben verärgerten Spötter doch eine halb widerwillige Hochachtung nicht versagen konnten, weil er nun einmal im ganzen Land an Geisteskraft und Willensmacht der Erste war. Daß er einst vom Gericht zum Kerker verurteilt, aber am nächsten Tage schon vom Kaiser begnadigt worden und also, obwohl eines Verbrechens schuldig gesprochen, dennoch des Allerhöchsten Schutzes teilhaft geblieben war, mußte das kindliche Gefühl noch mehr verwirren. Es war ausgemacht, daß er unrecht getan, und dennoch behielt er recht. Er brach das Gesetz und war doch fromm. Er hatte

daß, welches von den beiden Rechten das bessere, das wahre, das ewige ist, nicht immer schon hier auf Erden entschieden wird, weshalb man klug tut, mit seinem Rechte nicht gar zu fest aufzutreten, es sei denn, daß man, wie der Bischof offenbar, eine höhere Sicherheit hat. Solche Sicherheit wünschte sich das Kind sehr, und dieser Wunsch wich nie mehr von ihm, sein ganzes Leben nicht. Was es auch seitdem begann, immer hat es eigentlich bloß diese letzte Sicherheit gesucht, unter vielen Namen.

Der Vater, jahrelang ein Führer der oberösterreichischen Liberalen, war von seiner Mutter, einer frommen Salzburgerin, in unserem Glauben erzogen worden, dem er denn auch bis in sein Grab treu geblieben ist. Ich weiß noch gut, wie seltsam es mich ergriff, wenn ich als junger Student und wilder Freigeist, so oft ich auf Ferien kam, im Schlafzimmer des Vaters untergebracht, jeden Abend den strengen, hochgewachsenen, langen Mann an seinem Bette niederknien, die Hände falten und das Gebet verrichten sah; damals war mir's halb rührend, halb ärgerlich. Scherz oder gar Spott über Heiliges litt er nicht, er kam an keiner Kirche, keinem Kreuze vorbei, ohne den Hut zu ziehen, und was jemand dem Bruder der Ebner-Eschenbach nachgesagt hat, trifft auch auf meinen Vater zu: auch er betrug sich gegen die heilige Jungfrau stets mit der allergrößten Politesse. Zunächst war seine Religion eigentlich Pietät: er hing seiner Mutter selbst als alter Mann noch mit solcher Zärtlichkeit an, daß, was ihr heilig gewesen, es auch ihm blieb. Von ihren Lehren wich sein Gemüt nicht ab, im Herzen hielt er darum auch seinen Kinderglauben fest, dem er mit dem Kopfe längst aufgesagt hatte. Merkwürdig, mit welcher Unschuld

gefehlt und sich aber eben dadurch verdient gemacht. Kann man im Rechte sein, wenn man unrecht tut? Oder gibt es über dem Gesetz, das bei Gericht gilt, noch ein zweites, ein höheres, an das sich der Kaiser hielt? Wer die Gnade verdient, warum achtet aber den nicht auch schon das Gesetz? Ist das Gesetz so hinfällig und ungenügend, daß es erst noch der Gnade bedarf, damit nicht eben durch das Gesetz, das doch Unrecht verhüten soll, selbst Unrecht geschieht? Und jene Richter, die den Mann der kaiserlichen Gnade verurteilt und sich mit dieser Gnade einen leisen Tadel des Kaisers zugezogen hatten, waren ja doch aber die Freunde seines guten, rechtschaffenen, wohlgesinnten Vaters! Können also rechte Menschen unrecht tun? Wer bestimmt, was recht ist? Wer weiß, was recht ist? Weiß das nur der Kaiser? Denn die Richter wissen es offenbar nicht, denn der Kaiser hat ja ihnen nicht recht gegeben, und der Kaiser ist sichtlich stärker als sie, denn ihr Spruch gilt seitdem nicht mehr, sondern das Kaiserwort gilt, die Gnade kann also mehr als das Gesetz. Das Gesetz weiß nicht, was recht ist, aber die Gnade weiß es. Und der Bischof hat es offenbar auch gewußt, denn er behielt ja recht, selbst gegen das Gesetz. Aber dann hat vielleicht der Vater auch nicht recht, wenn er dem Bischof immer widerspricht? Der Vater, der aber doch gewiß in allem recht hat! Denn dies stand dem Knaben über allem fest. Und dies blieb ihm auch jetzt noch fest, als es sonst rings um ihn zu wanken begann. Nur der Vater und der Kaiser blieben ihm noch gewiß, dazwischen aber war ein trüber Raum voll Fragwürdigkeiten. Das Kind ahnte zum erstenmal, daß, wenn zwei Männer einander widersprechen, vielleicht auch beide recht haben können, jeder in seiner Art, jeder von sich aus, und

diese braven Altliberalen Empfindungen gehorchten, die ihnen der Verstand längst aberkannt, und dabei doch in aller Ruhe fortführen, auf eben diesen ohnmächtigen Verstand ihr Leben zu bauen. Ererbte sittliche Zucht war ihnen so zur zweiten Natur geworden, daß sie sie mit der ersten verwechselten. Sie konnten sich allen Exzessen ausschweifenden Vernünftelns getrost überlassen, ohne je die Sicherheit ihres Gefühls zu gefährden. Sie glaubten Religion entbehren und durch Menschlichkeit ersetzen zu können und ahnten nicht, daß ihre Menschlichkeit, auf die sie so pochten, zu Fleisch und Blut gewordene Religion war. Sie meinten, sich in allem auf ihren gesunden Menschenverstand verlassen zu können, da doch, was sie so nannten, nur schon fast zum sittlichen Instinkt gewordene Gewohnheit von Jahrhunderten war. Wie sehr sie sich selbst betrogen, merkten sie nicht, oder doch erst an ihren Kindern, die mit geschwächten Instinkten aufwuchsen; da mochten sie dann freilich oft arg erschrecken. Doch saß ihr Aberglaube an den alleinseligmachenden Verstand zu tief, als daß sie sich noch hätten besinnen können. Auch war ihr eigenes lenkendes Gefühl zu stark, als daß sie sich (wie später ihre Kinder: um nicht haltlos zu versinken) hätten besinnen müssen. Und bei der größten inneren Rechtlichkeit wußten sie sich in Widersprüchen zwischen Verstand und Gefühl ja mit einer Unbefangenheit abzufinden, die wir argwöhnischen Menschen von heute, die sich selber nicht so leicht glauben, kaum mehr begreifen können. In meines Vaters Tagebuch ist eine seltsame Stelle; er schrieb sie bei der Nachricht vom Tode seiner Mutter. Indem er sich ganz seinem kindlichen Schmerz überläßt, ziehen an seinem inneren Auge da noch einmal alle hohen Tugenden der Ver-

klärten vorüber, und er fährt dann fort: „Sie starb sanft und leicht, ohne Kampf und ohne Schmerz — den Tod der Gerechten! Sie kam auch direkt, wenn es einen gibt, in den Himmel, den sie sich durch ihre Opferwilligkeit, Güte und Sorgsamkeit und so manche bittere Leiden auf Erden verdient hat.“ Und dann sucht er Trost, indem er sich selbst zur „Ergebung in Gottes weises Walten“ mahnt. Fast wundert man sich, daß hier der Zusatz fehlt: Wenn es einen gibt! So fast automatisch hat sich damals Vernunftstolz selbst in den echtsten Schmerz gemischt, und man weiß nicht recht, ob man mehr über seine Verwegenheit oder seine Schwäche staunen soll. Er redet in alles drein, aber das genügt ihm; auszurichten vermag er nichts. Der Verstand macht seinen Vorbehalt und läßt dann das Gefühl ungestört. Die ganze Bildung, mit der jene Zeit so prahlt, beschränkt sich auf einen Zusatz. Sie gefällt sich in kritischen Anmerkungen zum Leben und läßt es übrigens ungeschoren. Man war denkend und redend „aufgeklärt“ und blieb aber handelnd stockkatholisch. Und wurde der Widerspruch doch einmal unbequem, so half man sich mit der Ausrede, ja nicht ungläubig, sondern nur unkirchlich zu sein, und „eben aus Religion“ sich zu keiner zu bekennen. Die wunderliche Mischung von angestammter alter Frömmigkeit mit der hochtrabenden Zweifelsucht der neuen Zeit ergab eine besondere Sorte von Katholiken, nämlich die es auf eigene Faust sein wollten und gar nicht merkten, daß dies doch dem tiefsten katholischen Sinn widerspricht, oder, wenn sie es merkten, in der Beschämung, im Zorne, in der Verlegenheit darüber auf die Kirche losschlügen. Die Kirche war ihnen immer an allem schuld! Und was sollte die Kirche denn überhaupt auch noch, da der Mensch doch

jetzt so weit ist, daß sich jeder seine Religion selber macht? Wer unter ihnen darauf hielt, gerecht zu wägen, gestand ihr allenfalls eine gewisse Bedeutung für die Vergangenheit zu, sie mochte die ersten Schritte der kindlich unsicheren Menschheit lenken, an ihrer Hand hat der Mensch gehen gelernt, aber seit er es kann, braucht er sie nicht mehr, er ist mündig, sie hilft ihm nicht mehr, er ist ihr entwachsen, sie hemmt ihn jetzt nur, er kommt ohne sie weiter, und schneller, sie hat keinen Sinn mehr. So groß war das ungemessene Zutrauen dieser Zeit zur eigenen Kraft, daß selbst die friedfertigsten ihrer Kinder sich einer leisen Ungeduld mit der starren Kirche nicht erwehren konnten. Auch mein Vater, durchaus nicht zänkisch, sondern versöhnlich gesinnt, glaubte doch, wenn es gegen den Bischof ging, nur das gute Recht der Gegenwart gegen Anmaßungen einer abgetanen Zeit zu führen. Der Gegensatz war damit auf eine so bequeme Formel gebracht, daß ich jahrelang gebraucht habe, bis mir einfiel, mich einmal zu fragen, ob es nicht doch vielleicht auch umgekehrt sein könnte, und die Partei meines Vaters vielleicht nur ein Überrest des 18. Jahrhunderts, ein Nachhall und Ausklang, ein Ende, gerade der Bischof aber vielleicht ein Anfang, ein Vorwort, und das erste Zeichen der Zukunft. Jahre sind seitdem vergangen und schon die zweite Generation wächst im stillen heran, die Hand zur Tat erhebend.

Es waren fast lauter Doktoren, die damals, vom Ende der Sechzigerjahre an, das Bauernland Oberösterreich beherrschten. Sie kamen aus dem kleinen Bürgertum. Der Großvater war meist noch Knecht auf dem Land gewesen, allenfalls Kutscher oder Lakai bei der Herrschaft, der Vater zog ins Städtchen, als Handwerker, Krämer, Hausmeister, hei-

ratete vielleicht gar in den „schwarzen Bären“ oder ins „goldene Horn“ und sparte sich's vom Mund ab, den Sohn studieren zu lassen, der sich nun durchzuhungern, durchzubetteln, durchzudienern hatte, Koststudent, Hauslehrer, Hofmeister, aber mit dem einen Trost im Elend, früher oder später schließlich doch einmal in ein Amt zu kommen, und da war er ja dann versorgt und hatte noch dazu Teil an der Staatsgewalt. Auch war ein „Studierter“ damals ein höheres Wesen, nicht bloß nach unten hin, sondern auch nach oben. Ohne jenes blinde Vertrauen ihrer Zeit zur Kraft des Wissens hätten die Hungerleider kaum durchgehalten. Aber es galt ihnen für ausgemacht, daß Bildung Wunder tut. Sie zweifelten nicht, daß der Mensch alles erlernen kann. Alles ist in Büchern zu finden. Wer aber etwas gelernt hat, dem kann es dann nicht fehlen. Denn Wissen ist Macht, und Bildung bringt Wohlhabenheit, alle bürgerlichen Ehren und das Glück eines wohlklingenden Lebens. Dies glaubten sie, und man glaubte es ihnen.

Aber die Bildung, deren sich die jungen Leute rühmten, war nicht weit her. Von Kant, Herder, Goethe, Schiller und der Romantik kannten sie die Namen und Zitate. Sie lasen, in Auszügen, die einer vom anderen abschrieb, Heine, der ihr Dichter, Gutzkow, der ihr Philosoph war, und mit Leidenschaft Anastasius Grün, gelegentlich auch in Rottecks Staatslexikon und Schlossers Weltgeschichte, hauptsächlich aber die Zeitung und Theaterstücke. Das einzige, was sie wirklich gelernt hatten, war Latein und das römische Recht. Sie lasen noch als alte Herren geläufig Horaz und Cicero, wußten in den punischen Kriegen Bescheid und blieben in den Pandekten fest. Das finstere Mittelalter verachteten sie zu sehr, um es kennen zu lernen, von

der Blüte der österreichischen Kultur im siebzehnten Jahrhundert wußten sie nichts, dafür aber alle Daten der großen Revolution, mit der für sie die Menschheit erwacht und die Morgenröte der ewigen Glückseligkeit auf Erden angebrochen war. Gedankenlos nachbetender Respekt vor dem (noch dazu ganz grob aufgefaßten) klassischen Altertum, unwissende Verachtung der siebzehn christlichen Jahrhunderte und eine kindische Begeisterung für die Gebärden der Revolution, das war der Inhalt dieser Bildung, die nun alle Vergangenheit vor ihr Gericht lud. Ordnung in ihren angelesenen Gedanken zu machen oder auch nur einen ihrer Gedanken einmal aus-zudenken, bis ans Ende durchzudenken, fiel den guten Jungen nicht ein. Sie hielten sich dreist an das Gefühl, daß man im Westen schon viel weiter, daß dort das Heil der Welt, und daß es höchste Zeit für Österreich war, nachzulaufen. In Deutschland stieß dieselbe Stimmung doch auf den Widerstand einer urwüchsigen Überlieferung, dort wirkte die wesenhafte Gesinnung Justus Möasers, Arndts, des Freiherrn von Stein, der Brüder Grimm und einer ganzen Reihe eingewurzelter, standhafter Männer noch nach und allem bloßen Gaukeln und Irrlichteln entgegen. Österreich aber war schon unter Kaiser Joseph aus seiner Idee kopfüber ins Unwesen gesprungen, seinem Bürgertum fehlte jede Zucht, es erwachte gleich jakobinisch. Der Jakobiner versucht, den Begriff produktiv zu machen; das von der Welt Abgezogene soll nun selber eine Welt zeugen. Das ist nur möglich, wenn hinter dem Begriff ein Wille steckt; es kann nur gelingen, wenn der Begriff bloß vorgeschoben wird. Durch den Begriff gedeckt, ist es dann der Wille, der hinten schafft, was in der Vorderansicht ein Geschöpf des Begriffs scheint. Dazu gehört aber, daß

die Begriffe wirklich bloß als Deckungen benützt werden und selbst nichts sein wollen. Unser Liberalismus verdankt seinen Sieg nur der österreichischen Begabung, alle Denkmoden äußerlich anzunehmen, aber keine jemals ins Innere zuzulassen: daß sich hinter ihm jeder Wille verstecken konnte, hat ihn populär gemacht. Er war niemals eine Weltanschauung, er wurde nur eben dadurch der allgemeine Sprachgebrauch; er trug Ideen bloß zur Schau, dahinter trieb jeder sein eigenes Geschäft. Nur so konnte jenes merkwürdige Bündnis von Widersprüchen entstehen, das Josephinismus heißt.

Alles, was nach Macht strebt im Lande, verbündet sich zum Josephinismus: der Ehrgeiz des Regenten, die Begierde des wachsenden Bürgertums und die List der eben entstehenden Bürokratie. Dem Regenten zittert noch die Gefahr in den Gliedern, die seinem Hause vom Preußenkönig gedroht hatte. Da war es zum ersten Male irre geworden an dem fast verhabenen Leichtsinn, mit dem es sich sonst immer in seiner Idee sicher gefühlt hatte. Es glaubte so fest an sich, es stand seit Jahrhunderten so sichtlich in Gottes Schutz, es blieb seiner Sendung, seiner Bestimmung, seiner inneren Führung in allen äußeren Wechsellern so gewiß, es konnte sich so ruhig auf die Gnade verlassen, das Wunder stand ihm so treu bei, ja seine ganze Geschichte schien so sehr ein einziges und gerade, wenn die Not am höchsten, immer neue Blüten treibendes, die schönsten Früchte tragendes Wunder, daß man ihm nicht verdenken kann, wenn es, im tiefen Gefühl dieser Geborgenheit, alle Vorsorge menschlicher Weisheit eitel, ja vielleicht eher herausfordernden Fürwitz und jedenfalls bei so hoher und untrüglicher innerer Kraft äußere Macht

entbehrlich fand. Dann aber kam der arge Tag, wo die junge Kaiserin, des letzten Habsburgers Kind, ganz allein vor der verschworenen Welt stand: „ohne Geld, ohne Truppen und ohne Rat“. Sie verzagte nicht, sie hatte den alten Glauben noch, und er bewährte sich, zur Stunde traf das österreichische Wunder wieder ein. Ihr Sohn aber mochte denken, daß es doch vielleicht nicht schaden könnte, lieber dem preußischen Beispiel zu folgen und zum inneren Recht auch noch nach äußerer Macht zu trachten; nach Waffen, Geld und Menschen. Er hatte jenen tiefen Glauben an Österreich nicht mehr, nur der Mächtige schien ihm stark. Er begegnete darin dem jungen Bürgertum, das emporringt, sich die Kraft zutraut, den Adel zu verdrängen, und daraus auf ein Recht schließt, die Staatsordnung nach seinen Wünschen umzuformen, aber sich nicht verhehlen kann, daß ihm dazu weder jene Kraft noch dieses Recht verhilft, solange es ihm an äußerer Macht fehlt. Nach Macht also drängt das anschwellende Bürgertum, wie der Kaiser nach Macht drängt, und nach Macht drängt auch die jetzt eben erst emporkommende Schar der Staatsdiener, des Bürgertums verkappte Vorhut, von ihm auf Kundschaft und zum Minieren vorgeschickt, eine neue Kaste von Zuläufern aus allen Klassen, die den Unverstand, die Schwäche, den Leichtsinne eines ratlosen Adels benützt, um, zunächst noch als sein Lakai maskiert, alles zersetzend, auflösend, verreibend, in dem Brei dann nach Macht zu fischen. Machtwille lenkt alle drei Gruppen, jede will zur Macht, Macht meint ihr Ruf nach Freiheit, von dem die Welt erschällt. Und alte Mißvergnügten, Enterbten, Heimatlosen, Ausgestoßenen, nach Veränderung Lüsternden, die nichts zu verlieren, alles zu gewinnen haben, stimmen im Chor ein. Daß jeder

nur sich will, daß, wenn sie heute siegen, morgen jeder den anderen anfällt, daß sie die Beute nicht teilen können, weil es allen doch um den Alleinbesitz der ganzen Macht geht, läßt die Berauschten ihr Taumel nicht merken. Jede der drei Gruppen will nur erst einmal zur Macht, der unbequemen Gefährten wird sie sich dann schon irgendwie durch Betrug oder Verrat entledigen. Auch ist ja, wenn sich doch einmal unter ihnen Mißtrauen gegeneinander erregt, ein guter Ableiter da: der gemeinsame Haß gegen die Kirche. Denn in ihrer Gier nach äußerer Macht, die allein ihnen alles Leben zu verbürgen, allein über alles Geschehen zu entscheiden scheint (ein Mißverständnis, dem sich eben jetzt unsere Epoche wieder nähert), stoßen sie plötzlich auf einen unvermuteten Widerstand, den Glauben, ein Wesen höherer Art, das äußere Macht weder braucht noch scheut, ja mit ihr eigentlich gar nichts anzufangen weiß, das aller äußeren Macht spottet, ja das unfähig ist, zur äußeren Macht welches Verhältnis immer einzugehen. Sie müssen hassen, was durch seine bloße Gegenwart sie schon zuschanden macht. Denn Glaube gehört seinem Wesen nach einer Region an, in der die Macht ohnmächtig wird. Und sie kommt doch überhaupt erfüllten Menschen nicht bei, weshalb sie denn diese vor allem innerlich auszupumpen sucht. Sind sie nur erst entleert, dann hat sie gewonnen. Jeder Kampf um äußere Macht ist ein Kampf gegen den Geist; die Kirche mußte den Ungeist gegen sich erbittern. Um freilich die schnaubende Wut, die Raserei, die Trunkenheit, mit der sie sich jauchzend in die Flammen dieser Erbitterung warfen, ganz begreifen zu können, muß man sich erinnern, daß ja Glaubenshaß auch ein geschlechtliches Stimulans ist, ein flagellierender, erigierender Reiz der sinn-

lichen Lust. Nicht bloß des „göttlichen“ Marquis Justine und Juliette, denen der bloße Name Gottes schon „das Blut kochend macht“ und die Brunft stets mit Lästerungen, Schmähungen und Verhöhnungen des Erlösers geheizt wird, beweisen das. Der Josephinismus war ein Sinnesrausch der Verstandesmenschen; er hat auch das Pedantische, das Maniken eigen ist. Und er hat ein unsittliches Pathos, das an sich, als Schauspiel, prachtvoll ist, gerade wie sein Werk, bloß als Leistung angesehen, zur Bewunderung zwingt. Niemals hat sich der Ungeist mächtiger, niemals Verneinung so fast fruchtbar, niemals Willkür so täuschend der Ordnung gleich gezeigt. Es gelang ihm, den Glauben abzuschaffen. Ja noch mehr, es gelang ihm, dem Glauben eine Fratze unterzuschieben und diese für den vertriebenen Glauben auszugeben, so daß sich an ihr, an diesem vermeintlichen Glauben, immer wieder neuer Haß auch in redlichen, sehnsüchtigen, zum Glauben bereiten Gemütern entzünden mußte. Er ließ unter dem Namen der Kirche ein Unwesen bestehen, das gerade jeden kirchlichen Sinn abgeschreckt hat, der sich denn, ein halbes Jahrhundert lang, verloren sah.

Der Josephinismus verdankt seinen Erfolg einer List: er gab seinen Glaubenshaß noch für Glaubenseifer aus, er gestand nicht ein, daß es gegen den Glauben, er beteuerte, daß es um den wahren Glauben ging. Indem er die Kirche knechtete, rief er den heiligen Namen der Freiheit an, indem er sie zerbrach, gab er sie zu reinigen vor, und nachdem er sie geköpft und entseelt, wies er auf den verwesenen Leichnam hin: Seht die Kirche! So kam es zu dem wilden Kirchenhaß, der drei Generationen Österreichs, und bis tief in die vierte hinein, betört hat. Sie meinten, die katholische Kirche zu hassen, und es gab doch in Österreich längst schon keine

mehr. Was so hieß, war bloß eine mit Moralin angestrichene Strafanstalt, die freilich den Zorn jedes gläubigen Gemüts redlich verdiente. Die katholische Kirche glomm in unseren Landen nur noch unterirdisch fort, von unverzagten Priestern und getreuen Bauern stumm dem Volke bewahrt.

Schon mit dem Placetum regium, dem Vorzeichen des Josephinismus, nimmt sich der Landesfürst das Recht, päpstlichen Bullen und allen Erlässen der Kurie die Kundmachung in seinem Lande nach Willkür zu gewähren oder zu versagen. Damit ist der Papst abgesetzt, er wird dem Landesfürsten untertan, er muß ihn erst ums Wort bitten, wenn er zu seiner Kirche sprechen will. Er darf an österreichische Bischöfe, sie dürfen an ihn nur offen schreiben, jeder Brief von ihm und an ihn geht durch die Staatsbehörde, die nach Willkür ihn zustellt oder aufhält, es ist Kriegszustand. Kein päpstlicher Legat darf mehr die österreichische Kirche visitieren, kein österreichischer Hirte sich unzensuriert an die Gemeinde wenden, das Papsttum wird auf die herkömmlichen äußeren Ehren und das Recht, die vom Staat ernannten Bischöfe zu bestätigen, reduziert; man läßt sich herab, dem Gefangenen noch ein Kompliment zu machen. Indem der Josephinismus der Kirche den Papst nimmt, reißt er dem katholischen Glauben das Herz aus, der Febronianismus wird erfüllt, die Kirche verstaatlicht, die Lehre Christi durch kaiserliche Verordnung ersetzt, von der Religion bleibt nur soviel, als die Polizei für ihre Zwecke vorläufig noch nicht entbehren zu können glaubt. Ganz wie Lanjouinai, ein entlaufener Mönch, in seinem Monarque accompli, einer Apotheose des „philosophischen Monarchen“, es verkündet hat: „Je mehr sich die Polizei vervollkommnet, desto weniger bedarf es der religiösen Übungen.“ Das

ist der josephinische Begriff von Religion, sie wird zum Trabanten, Zutreiber, Büttel der Polizei, der Priester ein harmlos aussehender Gendarm, die Predigt eine Befehrung in den staatsbürgerlichen Pflichten. Der Prediger sieht sich verhalten, die Vorschriften der hohen Regierung von der Kanzel zu verlesen und seine lieben Christen über Viehseuchen aufzuklären; man hat es nicht gern, wenn er „andächtelt“, und daß er sich das vergehen läßt, dafür sorgen Aufpasser, freiwillige und amtliche. Schon die gute Karoline Pichler klagt, wie sonst im Theater saßen die „Aufklärer“ jetzt in allen Kirchen, um den Prediger zu kritisieren wie sonst den Schauspieler, und die Berichte sind uns erhalten, worin sich die Späher, die die Predigten des heiligen Klemens Hofbauer (übrigens auch die Zacharias Werners) überwachten, der Agent Ohms und der Hofkonzipient von Zettler, höchst unzufrieden über diesen „auferstandenen Pater Abraham“, diesen „Prediger für den ganz gemeinen Pöbel“ und seine „sehr gemeine Art zu predigen“ vernehmen und es an warnenden Bedenken gegen den „korrupten, präzipitanten, undeutschen, mitunter unzusammenhängenden und trivialen, fast pöbelhaften Vortrag“ und die „unartigen Gebärden“ des „orthodoxen Eiferers“ nicht fehlen lassen, den Pius X. am Himmelfahrtstage 1909 zu den Heiligen der Kirche Gottes aufgenommen hat, was seit dem Babenberger Leopold keinem Deutschen Österreichs mehr widerfahren war. Doch jenen Aufklärern schien aller Glaube „gemein“, für vornehm aber und dem Geschmacke der erleuchteten Zeit gerecht wurde nur der Prediger befunden, der sich in schönen Empfindungen moralisierend und humanisierend erging und durch ein wohlklingendes Lob der hohen Obrigkeit empfahl. Ein enges Netz pedantischer Vorschriften wurde

dem Gottesdienst umgeworfen, es war genau bestimmt, wieviel Kerzen brennen durften und wann der Segen mit der Monstranz, wann mit dem Ziborium erteilt werden sollte. Vor „Übertreibungen“ im Sakrament der Buße und des Altars wurde gewarnt, Wallfahrten, Prozessionen, Weihen, Ablässe, der Rosenkranz, die Bestattung in Gräften, die Vespere waren verboten, die Kirchen blieben, sobald die Messe gelesen war, den Tag über gesperrt. Kein Wunder, daß das Volk diesem „k. k. Gottesdienst“, wie ihn Hurter, diesem „Kanzleistol des Kirchendienstes“, wie ihn P. Innerkofler genannt hat, fernblieb; die Kirchen verödeten. Um aber auch aller häuslichen Andacht zu wehren, erging ein Verbot, Bücher der alten Frömmigkeit neu aufzulegen oder nachzudrucken; auf diesen Index kamen auch die Briefe des heiligen Franz Xaver und die Nachfolge Christi des Thomas von Kempen. Um dem Josephinismus aber auch alle Zukunft zu sichern, galt es jetzt nur noch, ungläubige Priester zu züchten. So hob das Gesetz vom 3. Februar 1785 den Eid der Theologen auf das tridentinische Bekenntnis auf, entband sie des Gehorsams gegen den päpstlichen Stuhl und verpflichtete sie bei der Promotion, „die theologischen Lehrgegenstände von den schlecht begründeten Meinungen der Scholastiker wieder zu reinigen“, also auch des Thomas von Aquin und Bonaventura. Was blieb da noch vom Glauben unserer Väter? Und was blieb von der großen Zeit Österreichs?

Das Ergebnis war: Das Volk, aller seiner geistigen Gewohnheiten beraubt, in seinen geistigen Bedürfnissen ungestillt, dumpf vegetierend; die Gebildeten gleichgültig, von den moralischen Betteluppen angewidert, ziellos, Spötter, zynisch, witzelnd, raunzend, sich in Genüssen betäubend, lebens-

leer; und manche Bischöfe jenen Ehrgeizigen und Pflichtvergessenen gleich, die der heilige Alfons von Liguori eine „Wunde der Kirche“ genannt hat, kleine Nachfahren jener Hofbischöfe der griechischen Kaiserzeit, mit denen Athanasius, Johannes Chrysostomus, Basilius der Große, Ambrosius und Eusebius rangen, Duodez-Wolseys und Westentaschen-Bossuets, schwach, eitel, hinfällig, wie der Erzbischof Milde von Wien, der den Papst „seinen Collega in Rom“ zu nennen pflegte, wie der Bischof Buchmeier von St. Pölten, der einmal erklärt hat: „Für mich gibt es kein Tridentinum, ich kenne nur die allerhöchsten Erlässe!“

Die List schien gelungen. Seit der Feind ins Innere der Kirche gedrungen, dort unter ihrem Namen sich selbst errichtet hatte, mußte da nicht alles echte Gefühl vor ihr zurückschauern und sie meiden? Den Fragen des bangen Herzens stumm, kläglich in ihrer Leere, dem Andächtigen ein Ärgernis, verrieff sie den heiligen Namen, den sie trug. Der abgestandene, angesäuerte, flau Gäscht aus wohlfeilem Hausverstand, schmachtender Empfindsamkeit und dreister Abgötterei, der nun amtlich als katholischer Glaube verabreicht wurde, ließ die Seelen ungestillt. Wie lange noch, und sie verdursteten? Um 1800 schien der katholische Glaube in Österreich ausgetilgt. Es war nach menschlicher Berechnung undenkbar, daß er noch einmal wiederkommen könnte. Woher auch?

Daß er wider alle menschliche Voraussicht dennoch auferstand, ist in der Tat unbegreiflich. So wenig man versteht, wie im Berlin Nicolais die Frau geboren und im Paris Holbachs erzogen werden konnte, der bestimmt war, vom stillen Münster aus den katholischen Glauben Deutschlands aufzuhissen, die Fürstin Gallitzin, die Freundin Für-

stenbergs, Overbergs, Stolbergs und jenes Clemens August Droste, der dann als standhaft leidender Erzbischof von Köln das Feuerzeichen gab, so geheimnisvoll bleibt die Erscheinung des einen Mannes, an dem die österreichische Kirche aus der Asche stieg. Es war ein Priester aus Mähren, ehemals Bäcker, der heilige Klemens Maria Hofbauer. Der kam, von den Franzosen aus Polen vertrieben, 1808, sechsundfünfzig Jahre alt, nach Wien, und da hatte, wie Anton von Klinckowström in seiner Biographie Friedrichs sagt, das neue Ninive seinen Jonas gefunden. Den Behörden verdächtig, arm und bloß, unbekannt in der heiteren Stadt, fing er sein Werk still zu bereiten an, dem mächtigen Sedlnitzky noch sehr zum Verdrusse, dem bald der Eifer einer geheimen Gesellschaft von Studenten und jungen Beamten gemeldet wurde, mit dem Ziele, „die katholische Religion wieder so in Ausübung zu bringen, wie sie in den ersten Zeiten des Christentums in Ausübung war“. Der Heilige wird als ein ungezierter, schlichter, ja derber Mann geschildert, kindlich heiter, eher wortkarg, einfach fast bis zur Einfalt, in Demut ergeben, aber glühend und von einer bezwingenden Gewalt des die Herzen aufschlagenden Blicks. Wodurch er eigentlich so tief und weit gewirkt, weiß uns kein Zeitgenosse recht zu sagen, und wenn Zacharias Werner ihn mit Napoleon und Goethe verglich, so wird damit doch auch wieder nur die Macht, die von ihm ausging, ersichtlich, nicht aber, wie sie gewirkt hat. Ein großer Redner war er nicht, noch durch irdische Weisheit ausgezeichnet. Wir hören eigentlich nur immer, daß er mit den jungen Leuten gern spazieren ging, in den Prater oder auch über Land, und davon kamen sie dann wie „ganz ungewandelt“ heim. Wer aber gar bei ihm beichtete, verfiel ihm. Da

war ein Student, eines angesehenen Beamten Sohn, weltlich erzogen, zum Juristen bestimmt, der sich, zunächst vielleicht mehr aus bloßer Neugierde, von einem Kameraden beim Hofbauer einführen ließ, womit „das Unglück“ begann, heißt's in einem Briefe seiner Tante. Er ging in sich, war wie verwandelt und gestand den Eltern den Wunsch, Priester zu werden, worüber seine gute Mutter so erschrak, daß sie in ihrer Verzweiflung zum Kaiser lief. Der Kaiser, ihrem Gatten für seine und der Seinen Verdienste so zugetan, daß er ihm vor Jahren schon den erbländischen Adel verliehen hatte, hörte sie gütig an und versprach, es durch die Polizei untersuchen zu lassen. Doch half auch das nichts, der Sohn blieb fest und ist dann der Kardinal Rauscher geworden, Fürsterzbischof von Wien, der Mittler des Konkordats. Da war ferner ein Professor, vordem an der Salzburger, damals an der Wiener Universität, ein typischer Josephiner recht nach dem Sinne der Zeit, bis er, schon an die fünfzig, mit Hofbauer bekannt wurde; der wendete sein Herz um, nun meinte dieser Roman Zängerle nicht mehr „mit den Wölfen heulen zu müssen“, und hat dann als Fürstbischof von Seckau die Steiermark den Josephinern entrungen, wie Gregorius Thomas Ziegler, auch ein Jünger Hofbauers, Oberösterreich; er starb als Bischof von Linz, ihm folgte Rudigier. Hofbauer hat auch Klinckowström und Friedrich Schlosser bekehrt, Grillparzers Base, Maria Rizzy, war sein Beichtkind, Clemens Brentano, Friedrich Schlegel und Dorothea, Emanuel Veith, Adam Müller und Eichendorff ließen sich von ihm führen, auch der seltsame Philosoph Anton Günther taucht bei ihm auf und Karoline Pichler geht ihm nach wie Gewey, der Eipeldauer. Er muß die Menschen ganz unmittelbar ergriffen haben, bloß durch die

gewaltige Wahrheit seines Wesens: er sah sie an und sie glaubten. Kein äußerer Glanz war an ihm, keine Kunst der Überredung besaß er, aber der inneren Macht seiner Gegenwart widerstand niemand. Man begreift, daß er der Polizei höchst unheimlich war. Sie wußte sich gar nicht zu helfen. Mit ihm war in der ahnungslosen Stadt der Geist erschienen. Darauf konnten die Behörden nicht gefaßt sein, er ließ sich nicht verbieten, man kommt mit allen Paragraphen einem Manne nicht bei, der durch die Wahrheit seines bloßen Daseins wirkt. Sie atmeten auf, als er starb. Daß er nun erst überall im Lande zu leben begann, konnten sie nicht wissen. Von diesem Toten aus ist Österreich wieder katholisch geworden.

In jener Audienz der Mutter Rauscher beim Kaiser fällt auf, wie der Kaiser dabei fast verlegen scheint. Die Mutter klagt, daß ihr Sohn in die Gesellschaft des Paters Hofbauer geraten. „Lassen Sie ihn dabei“, antwortete der Kaiser. Er will offenbar keine Klagen über Hofbauer hören. Und da sie dennoch nicht abläßt, fragt er: „Wie waren denn die Sitten Ihres Sohnes vorher?“ Und schließlich weiß er sich und ihr keinen anderen Rat, als daß er verspricht, „es durch die Polizei untersuchen zu lassen“. Man hat den Eindruck, daß er dem Heiligen geneigt ist, doch ohne den Mut, für ihn einzustehen. Wie man überhaupt den Eindruck hat, daß er, josephinisch aufgewachsen, um 1809 herum selbst innerlich ein anderer wird, aber nach außen hin, durch Furcht oder Scham geschwächt, nichts davon merken lassen will. Die Not der Zeit mag ihn ins Herz getroffen haben, aber der Stimme seines Herzens zu folgen, hat ihm die Kanzlei nicht erlaubt. Er tastet nirgends den Josephinismus an, wenn er ihn auch in der Ausführung sachte zu lindern zu-

weisen schüchtern versucht. Das Österreich der Restauration, das Österreich der heiligen Allianz bleibt josephinisch. Immer wieder sucht der Kaiser einen Weg nach Rom, doch scheint er zu meinen, auch der josephinische führe dahin. Vielleicht hat Görres an Franz und Metternich gedacht, als er in seinem Athanasius schrieb, daß „zwischen Christus und Belial eine rechte Mitte nicht wohl zu finden ist, obgleich die meisten unserer Staatsmänner unausgesetzt nach ihr suchen“. Franz hat seit 1810 immer wieder mit dem Papst unterhandelt, zuletzt noch in den dreißiger Jahren durch den mächtigen Aristaces Azaria, den Erzbischof von Cäsarea und Generalabt der Mechitaristen in Wien. Es blieb vergeblich, die Kanzlei war stärker als der Kaiser. Sterbend bat er Metternich noch: „Ich lege meine Ruhe im Grabe in Ihre Hände.“ Aber der Kanzler war ohnmächtig wie der Kaiser. Auch Metternich, selbst dem romantischen Kreise geistig nahe, konnte den Kanzleisinn nicht brechen.

Indessen nahmen die Jünger Hofbauers still die Herzen ein, und seine Saat ging auf.

2.

Hofbauers Jünger, Gregorius Thomas Ziegler, der vierte Bischof von Linz, starb am 15. April 1852, zweiundachtzig Jahre alt. Ihm folgte der Brixener Domherr und Regens Franz Joseph Rudigier auf den Stuhl. Der Ruf hoher Würdigkeit ging ihm voraus, der Segen seiner Werke blüht ihm heute noch nach.

Er war im Montafoner Tal zu Parthenen geboren, einem Dörfchen aus hölzernen Häusern, tausendvierundsiebzig Meter über dem Meer, acht Gehstunden von Bludenz. Der Vater ein kleiner Bauer,

Mauteinnehmer nebenher und Flickschuster, die Mutter eine Frau von strenger Frömmigkeit mit versonnenen Augen, harten, fast männlichen Zügen und scharf gezogenen, dünnen, gramvollen Lippen, er selbst das jüngste von acht Geschwistern, das, aufgeweckt, wohlgelaunt, bald ein eifriger Ministrant, schon 1823, noch nicht zwölf Jahre alt, zu seinem geistlichen Bruder nach Schruns kam, um dort den Winter über fleißig zu lernen, im Sommer aber immer wieder auf der Alm auszuhelfen. Nach zwei Jahren ging er an das Gymnasium in Innsbruck, trat 1831 ins Seminar zu Brixen ein, wurde hier 1835 zum Priester geweiht, diente bis 1838 in der Seelsorge, kam 1838 an das höhere Bildungsinstitut zu St. Augustin in Wien, wurde 1839 zum Professor in Brixen, erst für Kirchengeschichte und Kirchenrecht, dann für Moral und Pädagogik, Ostern 1845 zum Hofkaplan und Spiritualdirektor in Wien ernannt, September 1848 als Stiftspropst, Dekan und Pfarrer nach Innichen, zwei Jahre später als Kanonikus und Seminarregens nach Brixen berufen; hier traf ihn am 4. Januar 1853 das Dekret mit seiner Ernennung zum Bischof von Linz. Die allerhöchste Entschließung war vom 19. Dezember 1852 aus Berlin datiert, weshalb ihn sein Jugendfreund Feßler gern scherzend einen lutherischen Bischof hieß.

Schweren Herzens trat er sein Amt an. Ihm war von Jugend auf eigen, sein Leben selbst zu führen, er ließ sich niemals treiben, er setzte sich immer selbst mit seiner ganzen Kraft ein. Aus der Innsbrucker Zeit sind Hefte des Knaben erhalten, Zeugnisse der Strenge, mit der er, sich niemals genügend, immer wieder Gericht über sich gehalten hat; er hat sich nichts leicht gemacht. Aber seiner unerbittlichen Vernunft war ein sehr empfindliches Ahnungsvermögen beigegeben, er sah hell.

Als er auf seiner ersten Fahrt nach Wien zum erstenmal in Linz war und auf den Freimberg ging, um dort in der Kirche der Jesuiten die heilige Messe zu lesen, kam im Anblick der zu seinen Füßen heiter an den glänzenden Strom gelehnten Stadt, in der er dereinst so Bitteres leiden sollte, eine unerklärliche Wehmut der Seele über ihn, die nur allmählich erst in einer tröstlichen Unterredung mit dem Rektor des Kollegs wieder von ihm wich; „erbaut, getröstet und gestärkt, trat ich dann wieder den Rückweg nach Linz an“, hat er fast fünfzig Jahre später erzählt. Ein warnendes Vorgefühl, zu großen Pflichten, großen Leiden auserwählt zu sein, verließ ihn nicht; er war immer in der Vorbereitung auf sie, sie fanden ihn gewärtig. Zum Bischof ernannt, rief er in Brixen zum Abschied noch einmal seine Alumnen um sich, hieß diesen Tag einen der schwersten seines Lebens und gedachte der Rede des heiligen Paulus an die Ältesten von Ephesus, bevor er nach Jerusalem ging, ahnend, daß seiner dort nichts Gutes warte. „Wie Paulus zu Ephesus drei Jahre wirkte, so habe ich auch bereits drei Jahre hiér im Seminar unter Ihnen gewirkt. Nur kann ich mir nicht das Zeugnis geben, welches sich der Apostel gegeben hat. Ich bekenne vor Gott dem Allmächtigen, daß ich zu wenig gebetet, zu wenig gearbeitet habe. Ich werde deshalb unter Abbetung des Miserere die Schwelle dieses Hauses verlassen. Auch ich gehe nach Linz *alligatus spiritu* wie der Apostel nach Jerusalem. Glauben Sie mir, meine Teuersten, nie würde ich gewünscht haben, Sie zu verlassen, hätte ich nicht den mir gewordenen Ruf als den Ruf Jesu Christi anerkannt. ‚Vado Jerusalem et quae in ea sint ventura mihi ignorans.‘ Ja, meine Herren, ich gehe nach Linz. Auch ich weiß nicht, was mich dort erwartet. Komme aber,

was da wolle, so bin ich nicht gesonnen, mich beugen zu lassen. Ob aber mein Wille ins Werk gesetzt werde, hängt von Gott ab, der das Vollbringen gibt. Beten Sie daher, meine Herren, daß er mir zur Verwaltung des hohenpriesterlichen Amtes über Hunderttausende von Seelen seine allmächtige Hilfe nicht entziehe.“ Das war nicht bloß aus einer bloßen Stimmung, aus einer Erregung des Augenblicks gesprochen. Die ersten Worte des neuen Bischofs von der Kanzel des Linzer Doms haben denselben Ton: „Ich komme in der aufrichtigsten Absicht, euch ein guter Hirt zu sein, für den obersten guten Hirten unter euch zu arbeiten. Ich will beten für euch, arbeiten für euch, leiden für euch nach seinem Beispiele. Ja, beten will ich für euch alle Tage, daß der Herr niemanden von denjenigen, welche er meiner Hirtensorge anvertraut hat, verloren gehen lasse. Und arbeiten will ich für euch als ein guter Kriegsmann Jesu Christi. Ich will lehren sein Evangelium, will verwalten die Geheimnisse seines Reiches, will wachen über euch, befestigen die Guten, will bitten, ermahnen, zurechtweisen die Irrenden und will überhaupt die Werke desjenigen vollziehen, der mich gesandt hat, solange es Tag ist, solange Leben und Kraft dauert. Und leiden will ich für euch. Der gute Hirt gibt sein Leben für seine Schafe. Wenn ich mit meinem Leben eine Seele retten kann, so will ich' es geben. Als Paulus über Milet nach Jerusalem reiste, sprach er zu den Ältesten: ‚Ich' gehe nach Jerusalem und weiß nicht, was mir da begegnen wird. Nur das sagt mir der Hl. Geist, daß Trübsale meiner warten. Aber nichts fürchte ich. Ich' schätze mein Leben nicht höher als mich', wenn ich' nur meinen Lauf vollende und den Beruf erfülle, den ich vom Herrn Jesu empfangen habe.‘ Es bedarf für einen Bischof, wel-

cher seine Pflicht tun will, keine übernatürliche Offenbarung, um einzusehen, daß er in seinem Amte leiden müsse. Ich bin mit der festen Überzeugung nach Linz gegangen, daß ich ein schweres Tagwerk übernehme, daß ich vieles leiden werde. Aber ich will leiden. Es gehört wesentlich zu meinem Berufe. Wenn ich nur meinen Beruf vollende, will ich keine Leiden für zu schwer ansehen.“ Und eine Woche später schrieb er nach Brixen: „Am 12. d. M. habe ich aufgehört, Domkapitular von Brixen zu sein, da ich an diesem Tage mittels feierlicher Inthronisation die neue Pfründe übernahm, zu welcher der Herr mich berufen hat. Ich stelle daher in der Anlage dem hochwürdigsten, innigst verehrten Domkapitel das große Kapitelkreuz zurück, das ich am 23. September 1850 empfangen habe und, Gott weiß es, bis ans Ende meines Lebens viel lieber getragen hätte als das bischöfliche Pektorale, das sie mir vor 14 Tagen umgehängt haben.“ Und noch aus seinem ersten Hirtenschreiben, das er am Feste Mariä Lichtmeß 1854 erließ, tönt es ebenso: „Ja, Vielgeliebte, ich kam zu Euch im Namen Jesu Christi . . . Ich will mit diesen Worten vor allem sagen, daß es Jesus Christus sei, der mich zu Euch gesendet hat. Der fromme, eifrige und lebenswürdige Bischof Gregorius Thomas, der durch sechsundzwanzig Jahre euer treuer Oberhirt gewesen, ist am 15. April 1852 von dem ewigen guten Hirten Jesus Christus zum Lohne für seine Arbeiten und zur Ruhe von seinen Mühen in ein besseres Leben hinübergerufen worden. An seiner Stelle hat mich dieser ewige Hirt zu eurem Oberhirten gesetzt. Das ist meine feste Überzeugung, daß Er mich setzte; ich habe mir nicht selbst diese Würde genommen, sondern nur weil ich mich von Gott berufen glaubte wie Aaron. Ich zitterte,

als ich hörte, daß bei Wiederbesetzung des bischöflichen Stuhles von Linz an mich gedacht werde; wohl bewußt meiner Schwäche und Armseligkeit, wohl kennend die hohe Würde und die furchtbare Bürde des bischöflichen Amtes, eine Bürde, die auch für Engelsschultern furchtbar wäre, und erwägend die ungeheure Rechenschaft, die einem Oberhirten von mehr als siebenmalhunderttausend durch das kostbare Blut Christi erlösten Seelen bevorsteht, erschauerte ich in meinem Innersten bei dem Gedanken, daß ich dieses Amt übernehmen sollte; und so wie ihr, Vielgeliebte, von dem Tode eures Bischofes an um einen würdigen Nachfolger desselben gebetet habet, so habe auch ich von jener Zeit an alle Tage gebetet, daß er der verwaisten großen Heerde einen Mann nach seinem Herzen zum Hirten geben und an mir diesen Kelch, wenn es anders möglich sei, vorübergehen lassen wolle. Er ließ ihn aber nicht vorübergehen. Seine apostolische Majestät unser allergnädigster Kaiser hat kraft des ihm zustehenden Rechtes am 19. Dezember 1852 mich zum Bischof von Linz ernannt; mein damaliger hochehrwürdiger Bischof Bernard von Brixen, durch seine amtliche und persönliche Stellung für mich der vorzüglichste Dolmetscher des göttlichen Willens, hat mich zur Annahme dieses Amtes ermuntert, der heilige Vater in Rom, der Nachfolger des Apostelfürsten Petrus, hat mich am 10. März d. J. in demselben bestätigt, und sein Nuntius in Wien, der hochwürdigste Herr Cardinal-Erzbischof Viale-Prelá, hat mich am 5. Juni desselben Jahres, als am Feste des heiligsten Herzens Jesu und dem Gedächtnißtage des Apostels der Deutschen, des heiligen Bonifacius, zum Bischof consecrirt. So bin ich euer Bischof geworden, bin es lediglich deswegen geworden, weil nach meiner innigsten Über-

zeugung der Herr, der bei seiner Kirche fortwährend als unsichtbares Oberhaupt bleibt, es so wollte, und nicht, weil ich es so wollte. Die Tage, in welche meine Ernennung fiel, waren die härtesten meines Lebens. Ich übernahm das Amt, weil ich Gottes Ruf zu hören glaubte; ich übernahm es mit der Überzeugung, daß derjenige, der einst arme Fischer zu seinen Aposteln machte, abermals, was vor der Welt töricht ist, erwählt habe, um die Weisen zu beschämen, und das Geringe vor der Welt und das Verachtete und das, was Nichts ist, gewählt habe, um das, was Etwas ist, zu nichte zu machen. Ich konnte dem Herrn auf seinen Ruf nur antworten: Hier bin ich, siehe, ich komme, um deinen Willen zu tun. So kam ich also im Namen Jesu Christi zu euch.“ So steht er immer schon gleichsam im Angesichte seines Schicksals. Es ist schon vor ihm da, und er streckt sich ihm entgegen, nicht abwehrend, sondern mit offenen Armen es aufzunehmen bereit. Leid schreckt ihn nicht, nur Bange wird ihm oft, ob er denn der großen Stunde, die ihn erwartet, auch würdig sein wird. Lieber sterben als verfehlen! Schon bei seiner Ankunft auf oberösterreichischer Erde war das gleich sein erster Gedanke, da sprach er im Dechantshofe zu Enns: „Ich betrete nun meine Diözese. Vor etwa einer Stunde auf dem Strengberge wäre bald der Wagen durch das Scheuwerden eines Pferdes gestürzt und hätte mich vielleicht getötet. Ich hätte gewünscht, daß er mich zermalme, wenn ich wüßte, daß ich kein guter Bischof würde.“ So laut schlug ihm das Herz in der gewaffneten Brust.

Still ging er in Demut ans Werk. Am 1. Aug. 1854 schrieb Pius IX. ein Jubiläum aus, am 8. Dez. 1854 wurde die dogmatische Definition der Unbefleckten Empfängnis Mariä, am 1. Mai 1855 der

Entschluß des Bischofs von Linz verkündet, zum ewigen Gedächtnisse daran in seiner Stadt aus freiwilligen Gaben einen neuen Dom aufzuführen, und am 1. Mai 1862 sein Grundstein, auf dem Ölberg am Grab Mariens, unweit der Marienquelle, gebrochen, vom Bischof, nachdem Salz und Wasser wie der Ort des Kreuzes geweiht und die Urkunde unterschrieben worden, in den Granit versenkt, unter den Klängen der vom Domorganisten Anton Bruckner dargebrachten Kantate; Baumeister war, von Eduard Steinle empfohlen, Vinzenz Statz aus Köln am Rhein, als Kirchenbaumeister seit langem weit und breit bekannt und als Mithelfer am Kölner Dome mit der altdeutschen Bauart vertraut, für die sich der Bischof entschieden hatte, weil er fand, daß keine andere „ein Gotteshaus so feierlich und ehrwürdig macht“, denn da „ist alles sinnreich, alles deutet auf das Heilige, Himmlische hin und zieht die Herzen nach oben“. Drei Tage, bis tief in die Nacht, wurde da der Platz nicht leer; Landvolk oder städtisch, wollte jedes insgesamt, Mann und Weib und Kind, seinen Hammerschlag tun, ja viele boten sich an, gleich Hand ans Werk zu legen, und hätten am liebsten, wie der hl. Franziskus einst tat, selber Stein für Stein auf ihren Schultern gebracht. Damals hat der Bischof die Liebe seines oberösterreichischen Volkes in allen Augen leuchten gesehen. Leicht ist die nicht zu haben, denn das sind harte Menschen von argwöhnischem Sinn und überlegen es sich dreimal, bevor sie zutrauen, und warten dann erst noch ein Jahr oder zwei, bis sie's zeigen, wenn sie sich's nicht im letzten Augenblick noch wieder lieber anders überlegt haben. Aber der Bischof hatte sie jetzt. Und wer sie hat, kann sich verlassen. Sie fühlten, daß er vom selben Holze war. Hart wie sie, rechtsinnig und geradezu. Wenn

ihnen anfangs seine Vorarlberger Rede fremd klang, fast schulmeisterlich und, gar für Inviertlerohren, etwas geziert, sie merkten doch bald, daß er innerlich ihre Mundart sprach. Und er war auch für jedermann zu haben, wie gering sich auch einer trug, er sah nicht auf das Kleid, der Bischofshof stand allen offen, und wer immer kam, Knecht, Handwerker oder armer Student, dem wurde, wenn der Bischof gerade keine Zeit hatte, zunächst eine Jause vorgesetzt, solange bis der Bischof selber erschien und ihn anhören und ihm ein Andenken, ein frommes Buch oder ein Heiligenbild, mitgeben konnte. Wer aber nicht zu ihm kam, zu dem kam er: Jahr für Jahr ist er von Pfarre zu Pfarre gereist, bis er alle kannte; achthundertfünfunddreißigmal hat er in den zweiunddreißig Jahren seiner Regierung das Land visitiert. Und wenn seine mächtige, hochragende Gestalt, die Würde seines WeSENS, sein durchdringender Blick Ehrfurcht geboten und so einem einfältigen alten Weiblein zuweilen schon anfangs vor ihm etwas sonderbar zu Mute war, der milde Glanz seiner unvergeßlichen blauen Augen schmolz jede Scheu hinweg. Gar aber die Kinder erkannten überall gleich sein Herz. Er ist ein großer Kinderfreund gewesen, und wenn eins gar nichts wußte, so daß der arme Lehrer schon in tausend Ängsten vor dem visitierenden Bischof war, brauchte dann nur dieser selbst es zu prüfen, und gleich ging's wie am Schnürl, und was er es auch fragte, es war nicht mehr um Antwort verlegen; Liebe weckt alle Kinder auf.

Das Land wußte bald, was es an seinem Bischof hatte. Und auch in der braven Stadt Linz war man stolz auf ihn, wenn er auch freilich da nicht jedem gefiel. Linz war damals ein Landstädtchen, das eben erst behutsam sich ein wenig zu

strecken begann. Nur die ganz Gescheiten merkten das schon und witterten ein Geschäft dabei. Das wollten sie nun aber schön still unter sich machen und nicht gestört werden und mit niemand teilen. Es galt die Macht über die Stadt an sie, die studierten Herren, zu bringen. Jene Zeit hatte ja den Aberglauben, daß der Jurist alles kann. Diesen Juristen nun, die sich schon als Regenten sahen, war der Bischof von Anfang an nicht recht geheuer. Seine Tugenden konnten sie nicht leugnen, sie hatten aber nicht viel Verständnis dafür, sie fanden, er passe damit in die neue Zeit nicht. Und gerade daß sich hoher Verstand, fester Wille, großer Sinn ihm nicht absprechen ließen, verdroß sie; derlei sollte für sie reserviert bleiben. Es ging ihnen nicht zusammen, daß einer klug und stark sein könnte und dennoch fromm. Das stimmte mit ihrer Denkart nicht. Aller Heiligkeit war da doch ein für allemal die Simplizität zum Aufenthalt angewiesen. Frommer Einfalt, so von der halb komischen, halb rührenden Art des Klosterbruders im Nathan, ließ man es an wohlfeilen Ehren nicht fehlen. An Schwärmern, Empfindlern, Schmerzgebeugten, an Kindern, blutleeren Frauen, verfallenen Greisen, an allen irgendwie defekten, noch nicht oder nicht mehr ganz richtigen Exemplaren der Menschheit schien ihnen Andacht verzeihlich, der Schwäche stand sie gut. Aber dieser hochgelehrte, kraftvolle, weltkluge, beredte, kunstverständige, willensstarke Bischof war doch die leibhaftige Widerlegung ihres Lehrsatzes, daß in der heutigen aufgeklärten Zeit nur beschränkte Köpfe von kurzem Verstande noch an dem Glauben der Väter hingen. Da sie seinen Intellekt nicht verdächtigen konnten, noch sein Wissen, noch seine Rechtschaffenheit, aber unfähig waren, sich vorzustellen, es könnte jemand innerlich anders

gewachsen sein als sie, hieß es schließlich, ihm sitze bei aller Bildung halt doch immer noch der Bauer im Nacken, was auch seine Volkstümlichkeit erkläre; die Mostschädel spürten eben die geistige Verwandtschaft heraus, er sei ja genau so störrisch und stützig wie sie. Denn diese studierten Herren der Stadt waren meistens landfremd und auf das Volk nicht gut zu sprechen; es gehört zu den Eigentümlichkeiten der österreichischen Provinz, daß sie gern von „Zugereisten“ befehligt wird. Und jener Vorwurf der Rechthaberei war ganz ehrlich gemeint, sie konnten sich darauf berufen, daß es bei Verhandlungen mit dem Bischof, so sanft, geduldig und begütigend er sich auch zeigte, doch immer eine Grenze gab, an der er dann auf einmal sich zuzuschließen schien, plötzlich starr war und fortan gegen jedes Argument taub blieb. Er ließ sich auf ihre Beredsamkeit nicht weiter ein und hatte für ihre dialektischen Künste nur noch immer wieder dasselbe steinharte Nein. Sie bewiesen ihm, er müsse, und wurden heftig, wenn er es dabei bewenden ließ, er könne nicht. Sie schlossen daraus, er sei, wie man immer auch seinen hohen Verstand rühme, dennoch im Grunde borniert, oder manche gar in ihrer Wut, er sei von arger, heimtückischer Hinterlist, und alle die Güte, Milde, ja Kindlichkeit seines menschenfreundlichen Wesens nur Maske. Daß ein ganz echter Mensch innere Sicherheiten hat, die tiefer liegen, als sein eigener Verstand reicht, daß er im Gefühl dieser Sicherheiten zur Entscheidung erst keinen Beweis mehr braucht, daß er sich eben in diesen Sicherheiten mit der ewigen Macht verknüpft, von der ewigen Macht gelenkt weiß, das konnten sie nicht ahnen, dahin ihm nicht folgen. Sie blieben an der Fläche, er sprach aus der Tiefe, da war keine Verständigung möglich. Er hatte von

Jugend auf nach dem Einen getrachtet, das not ist; seit er es hatte, war das für ihn das Maß der Welt. Sie verlangten nur immer, wußten aber im Grunde gar nicht, was sie verlangten, sie verlangten bloß aus Verlangen, und so verlangten sie nur immer noch mehr und hatten doch nie genug. Denn wenn man noch so viele Relativitäten noch so lange summiert, kommt noch immer das Absolute nicht heraus. Wer aber einmal im Absoluten steht, hat auch alle Relativitäten daran, nur daß er jetzt freilich keine von ihnen mehr braucht. Nichts braucht er jetzt mehr, die Welt kann ihm nichts mehr geben noch nehmen. Wen soll fürchten, was noch begehren, wer die Wahrheit hat? Was will, wer das Ewige berührt, noch in der Zeit? Wenn er sich dennoch mit ihr wieder einläßt, so doch gewiß nicht um seinetwillen, für den sie nichts mehr hat. Es kann nur noch der andern wegen geschehen, und die Liebe muß überwältigend sein, die ihn aus den Armen Gottes reißt, und wieder in die Finsternis herab, aus Erbarmen mit den Brüdern, die dort zurückgeblieben sind, und um jetzt auch sie zu holen. Wenn uns der Anblick des Entrückten, des auf Erden schon in Gott Versenkten, der, mit dem Leibe noch unter uns, im Geiste schon drüben lebt, tief erschauern läßt, ist unserm dankbaren Herzen jenes andere Geschlecht von Heiligen doch näher, das uns niemals vergessen kann und immer aus seinen seligen Wonnen in unser Elend wiederkehrt, mit uns zu leiden, uns zu trösten, für uns zu kämpfen, das Geschlecht der Helden Gottes in der Welt, das den noch vom ewigen Glanze trunkenen Blick nun wieder auf den Staub kehrt, wie die hl. Katharina von Siena, wie die hl. Theresa, wie der hl. Ignatius. Ihnen ging Rudigier nach. Davon bemerkten aber die Linzer Stadtfregenten nichts, und hätten sie's bemerkt,

es wäre ihnen „übertrieben“ vorgekommen. Sie hatten nicht das Augenmaß für ihn. Comprendre c'est égal. Nur gleich und gleich versteht sich. Wie sie waren, mußten sie zwar zugestehen, daß er über ihnen stand, durch eine wunderbare Kraft des Geistes und des Willens sichtbar ausgezeichnet, aber das verlangten sie sich doch eigentlich ja gar nicht, es war ihnen eher unbequem, es störte sie, denn er ging unter ihnen als ein lebendiger Vorwurf für all ihr Tun und Trachten um. Sie hätten sich vor ihm nur retten können in Hingebung und Liebe. Da sie diesen Ausweg nicht fanden, mußten sie, zur Macht gelangt, sich auf ihn stürzen, dessen bloße Gegenwart eine beständige Drohung für sie war.

Hier stand nicht bloß ein Zeitalter wider das andere: den letzten Ausläufern des von Verstandeswut delirierenden achtzehnten Jahrhunderts gegenüber ein Vorläufer des zwanzigsten, das wieder in Demut an den Tisch der ewigen Wahrheit drängt. Es stießen auch zwei geistige Rassen aufeinander, die sich vom Anbeginn der Zeiten her befehden: die nur äußere Sinne hat und darum das irdische Leben beim Wort, ja buchstäblich nimmt, und die andere, der, weil sie mit den Augen des inneren Sinnes auch das Unsichtbare berührt, alles Vergängliche nur ein Gleichnis ist. Und endlich war hier über einförmigen, ratlosen, an Worten hängenden, mühsam unvermögenden, vom Gefühl ihrer Verlassenheit erschreckten Menschen der mittleren Art ein hochgeborener erschienen, einer von den Gewaltigen, die sich ihr Leben aus eigener Macht gestalten, ein irdisch unbedingter Mann.

Sein Dasein war ihnen bedrückend. So hoben sie den Schild der Freiheit gegen ihn. Aber es sollte sich bald herrlich offenbaren, welche Freiheit sie meinten.

Er aber hat gewiß, was kam, immer schon kom-

men gesehen und vielleicht, als es kam, aufatmend in seinem Herzen frohlockt wie jener andere große Bischof seiner Zeit, Clemens August von Köln, der, in Banden geschlagen, ausrief: Gelobt sei Jesus Christus, jetzt geschieht Gewalt!

3.

Am 5. Juni 1869 fuhr um die Mittagszeit in der Herrnstraße beim Bischofshof eine Kutsche vor, der der Bürgermeister von Linz, Herr Viktor Drouot, mit dem Gemeinsekretär, dem wohlbekanntem Herrn Eduard Thum, gewichtig entstieg, von raselnden Wachleuten umgeben, nach dem Bischof verlangend. Die Herren hatten es sichtlich eilig und hätten's lieber schon hinter sich gehabt. Doch mußten sie sich gedulden, der Bischof war vom Pöstlingberge noch nicht zurück, wo er in der Wallfahrtskirche am Altar der schmerzhaften Mutter die hl. Messe las, in Erinnerung, daß er vor sechzehn Jahren an diesem Tage zum Bischof geweiht worden war; lange blieb er betend aus. Als er kam, ließ er gleich den Bürgermeister vor und schloß sich mit ihm ein, während der wackere Sekretär Thum, ein handfester, unersetzter, durch seine gute Laune beliebter Mann von großem Umfang und ausgiebigem Halse, nebenan schnaufend auf und ab ging; der wünschte sich auch, es wäre schon erst Nachmittag und er wieder mit seiner hageren, ihn weit überragenden Frau bei der Milchmariandl auf dem Freinberg zur Jausen. Jetzt öffnete sich die Türe, der Bürgermeister kam unwirsch zurück und sprach: „Es ist alles umsonst, gehen Sie nur hinein!“ Da wurde der fröhliche Sekretär ganz blaß, als er gehorchen mußte. Indessen hatte der Hochwürdigste geschellt und ließ das Domkapitel holen. Es er-

schien, und vor ihm gab er die Verwahrung ab, nur der Gewalt zu weichen. Dann bat er den Sekretär: „Erlauben Sie mir noch, daß ich mich kirchlich ankleide, es handelt sich um eine Sache meines bischöflichen Amtes, und deshalb werde ich mich kirchlich anziehen.“ Herr Thum erschrak und rief: „Jessas, das auch noch!“ Mit Rochet, Mozet und Biret angetan, kam der Bischof wieder und fragte den Sekretär: „Ich bin fertig, aber wo ist die Gewalt?“ Der Sekretär rief, die Wachmänner traten ein und standen verlegen da, der Sekretär fragte: „Was wünschen Bischöfliche Gnaden jetzt, daß geschehen soll?“ „Ich wünsche,“ antwortete der Bischof, „daß man mich bei beiden Armen fasse.“ Da legte die Polizei Hand an den fünften Bischof von Linz und zwang ihn, zu gehorchen. Er sprach: „Dies ist Gewalt, jetzt gehen wir in Gottes Namen.“ Sie brachten ihn in den Hof, das Tor war vor dem aufgeregten Volke geschlossen worden. Sie taten ihn in die Kutsche, der Kutscher, einen Wachmann bei sich auf dem Bocke, hieb drein und fuhr eilends zu, doch wagten sie nicht, durch die Herrnstraße zu fahren, aus Angst vor dem Volke, im Galopp ging's, und als sie vor dem Landesgericht hielten, atmete der wohlbeleibte Sekretär auf, daß seine Heldentat glücklich vorüber war.

Seit Österreich besteht, war in unseren Landen niemals dem katholischen Glauben ein solcher Schimpf, niemals einem geweihten Manne so schmachliches Leid angetan, niemals ein Diener Gottes so bitter gekränkt worden; und daß es gerade sein schuldloses Haupt war, auf das sich der Haß entlud, sein geliebtes Land, das der Hohn der Mächtigen traf, seine Herde, der um seinetwillen so weh geschah, wie muß ihm davon das treue Herz geblutet haben!

Er hätte nur die Hand zu heben brauchen, und

das Landvolk wäre zur Stadt gezogen, mit Sensen und Äxten seinen Bischof zu schirmen. Er hob die Hand nicht, ließ sich gefangen setzen, litt das erzwungene Verhör vor dem Gericht und kehrte still heim, die weinenden Kinder segnend, die verlangten, in das finstere Haus zum bösen Richter gelassen zu werden, um ihren Bischof loszubitten.

Und am selben Tag noch flog das Gerücht durchs ganze Land bis ins letzte Dorf in der Einöd hinein, bis zur höchsten Alm an der Steinwand empor: Der fromme Bischof von Linz im vollen Ornat von Wachleuten angepackt und abgeführt, als wär's ein ertappter Dieb! Und wer es aussprach, dem erstarrte der Mund, und selbst den sonst so wohlgemuten Weltregenten der Stadt Linz, so sehr es ihnen schmeichelte, den unbeugsamen, reinen Mann einmal ihre Faust fühlen zu lassen, war ungut dabei, sie wagten an jenem Tag kaum ihren eigenen Frauen und Kindern ins Auge zu schauen; die vollbrachte Tat sieht doch merkwürdig anders aus, sie hatten vermeint, damit ein Zeichen der Freiheit zu geben, und auf einmal war's jetzt bloß ein Akt der Polizei! Sie konnten nun doch jetzt ja nicht mehr zurück, es wäre gar zu kläglich gewesen, und jedenfalls wollte keiner der erste sein, das anzuraten; aber die fünf Wochen bis zum Prozesse gingen ihnen beklommen dahin, und als dann endlich, am 12. Juli 1869 um 9 Uhr abends, der Bischof von den Geschworenen schuldig gesprochen und nach Vorschrift des Paragraphen 65 zum Kerker in der Dauer von vierzehn Tagen verurteilt worden, da waren doch alle sehr froh, daß er am nächsten Tage schon vom Kaiser begnadigt wurde, woran übrigens ja von allem Anfang an keiner seiner Feinde jemals auch nur einen Augenblick gezweifelt hatte. Daß gerade die Feinde des Bischofs niemals im Ernste

daran gedacht, er könnte bestraft werden für ein Vergehen, das in ihren eigenen Augen keines war, gibt der ganzen Prozedur einen so hämischen Zug widerlicher Verkniffenheit. Im Grunde hatten sie's ihm nur einmal zeigen wollen! Er sollte sehen, daß mit ihnen nicht zu spaßen war; dazu leisteten sie sich den ganzen Spaß. Und sie waren wohl auch neugierig gewesen, zu sehen, ob der so standhafte Mann denn auch wirklich standhielte, auch wenn's ihm an den Kragen ging. So wenig kannten sie ihn! Sie dachten ihn zu beschämen und beschämten bloß sich selbst. Denn bald war es offenbar, daß dieser Tag, der den hohen Sinn des Bischofs brechen sollte, nur dem alten Glauben im Lande zu neuer Macht verhalf.

Angeklagt und verurteilt war er, in Druckwerken zur Verachtung wider die österreichische Regierungsform, zur Verachtung wider die österreichische Staatsverwaltung aufzureizen, zum Ungehorsam gegen die österreichischen Gesetze vom 25. Mai 1868 zu verleiten versucht, zur Auflehnung gegen diese Gesetze und zum Widerstand gegen sie angeeifert zu haben. Das so vieler Verbrechen gezeichnete Druckwerk war sein Hirtenbrief vom 7. September 1868, der aber, bevor er noch öffentlich verlautete, sogleich konfisziert worden war und also, was immer seine Absichten gewesen, sie jedenfalls verfehlt hatte; die sämtlichen Stücke lagen im Linzer Landesgericht verwahrt, bis auf eins, das der Redaktion der „Neuen freien Presse“ von der Behörde zugestellt worden war. Der Bischof bestritt die Absicht, zur Verachtung, zum Ungehorsam, zur Auflehnung anzustiften, und war bereit, sich dem Richter zu stellen, aber seinem Richter, an den ihn das zu jener Zeit von Österreich noch nicht aufgekündigte, zwischen Österreich und dem Papste noch in

Kraft stehende, beide noch verpflichtende Konkordats wies. Schon der Kaiser Konstantinus hatte, noch als Heide, für billig erkannt, daß Bischöfe nur von ihresgleichen gerichtet werden könnten, und so war es unter den christlichen Kaisern Brauch geworden und geblieben, über Vergehen von Bischöfen, wenn sie nicht dem Papste selbst unterstanden, die Bischöfe derselben Provinz unter des Metropolitens Hut richten zu lassen, und so hielt auch noch der Artikel 14 des Konkordats daran fest, daß Kaiser und Papst zusammen das Gericht stellen, vor das Bischöfe gehören. Es zu verlangen, war ein Recht, aber auch die Pflicht des Bischofs; er konnte sich nicht eines Rechts begeben, das nicht bloß das seine, das auch ein Recht des Papstes war. Es stand Österreich frei, dem Papste den Vertrag, das Konkordat, zu kündigen. Aber solange der Vertrag noch nicht gekündigt war, sah sich der Bischof an ihn gebunden. Nicht zu kündigen, aber zu handeln, als hätte man gekündigt, um unter der Hand ohne Lärm ein Vorurteil und ganz sachte so mit der Zeit eine neue Rechtsgewohnheit einzuschmuggeln, auf die man sich dann bei der nächsten Gelegenheit pathetisch berufen hätte, war gar nicht so dumm ausgedacht, an des Bischofs Geradheit ward es zuschanden. In dem Augenblick, wo er sich auf diesen Prozeß überhaupt eingelassen hätte, war seine Sache verloren. Darauf rechneten sie. Stand er nur erst einmal vor dem Gericht, das ihn nichts anging, durch Schwäche, Furcht, den Mächtigen zu mißfallen, oder den Wunsch, seinen guten Willen zu zeigen, betört, dann war er es, der das Band zerriß, und unauffällig wäre die Kirche wieder verstaatlicht gewesen. Ganz fein hatten sie das gesponnen. Mit einem Atemzuge blies er es weg. Als er sich auf das Gericht nicht einließ, hatten sie

verloren. Als der Prozeß begann, war er schon erledigt. Die Richter saßen zu Gericht, der Ankläger klagte an, der amtliche Verteidiger verteidigte, die Geschworenen stimmten ab, das Urteil fiel, die Form war erfüllt, nur das Wesen nicht, denn was entschieden werden sollte, hatte sich schon entschieden, als der Bischof das Gericht nicht anerkannte. Seitdem erging sich alles andere dort in leerem Schein. Wahr ist dabei nur der Geschworene Franz Schopper gewesen, Zeugfabrikant in Linz, der von der Verhandlung ausblieb, weil er sich nicht anmaße, über seinen Bischof Gericht zu halten, weshalb er auch, da man dies nicht als Entschuldigung gelten ließ, fünfzig Gulden zur Strafe bezahlen mußte, wie wenn man bergab den Radschuh nicht einhängt, Menschenleben gefährdend.

Aber während sich vorne die Linzer Bürger an so gruselnden Aufregungen vergnügten, stand im Hintergrunde der unentschiedene Kampf von Staat und Kirche. Wie der Mensch nach Goethes Wort eine „Ausgeburt zweier Welten“ ist, und zwischen dem himmelan ziehenden Verlangen des Geistes und der erdwärts drückenden Gewalt des Leibes niemals zur Ruhe kommt, so war nur ein einziges Mal eine kurze Zeit des Mittelalters hindurch den christlichen Völkern des Abendlandes jener selige Zustand des stillen Schwebens vergönnt gewesen, in welchem Geistesreich und Erdenwelt, beide zur höchsten Kraft gespannt, einander berühren, ja jenes diese durchdringt, diese jenes bewehrt, keines aber von den beiden sich übernimmt, jenes eingedenk bleibt, daß das dritte Reich, der Himmel auf Erden, ja noch nicht erschienen ist, und diese doch selbst im höchsten Gefühle der eigenen Macht immer noch weiß, wem sie mit ihr zu dienen hat. Aber wie dem einzelnen nichts so schwer wird als ein gutes Auskommen seiner

geistigen mit seiner leiblichen Natur, die die Herrschsucht jeder einzelnen immer wieder entzweit und die er keine doch, so lang er in dies irdische Dasein eingeklemmt bleibt, ungestillt lassen kann, so will auch der Menschheit das rechte Verhältnis von Staat und Kirche noch immer nicht endgültig glücken, die sie doch beide nicht entbehren mag. Ja wären sie zu trennen und jedem sein eigener Bezirk rein abzustecken und einzufrieden! Aber daß ihnen beiden derselbe Raum zusammen angewiesen ist, daß sie miteinander hausen sollen, eins vom andern so durchdrungen als es durchdringend, daß keins vom andern lassen kann, der Staat so wenig von der Kirche, von der er ja vor sich selber erst gerechtfertigt und beglaubigt wird, als die Kirche vom Staate, dessen irdischer Arm das Schwert für sie führt wie den Schild für sie trägt, und doch aber wieder jedes von beiden mit seinem eigenen Maße gemessen sein will, jedes einem anderen Gesetze zu gehorchen hat, jedes sein besonderes Amt verwalten muß und so dieselbe Menschheit sich an doppeltes Gewicht, an zwiefaches Gebot gebunden sieht, nun erst noch völlig irre gemacht, wenn der geistige Vorrang, der sich dem Herzen unmittelbar ankündigenden und aufdrängenden kirchlichen Gewalt von der handgreiflich mit Schergen einschreitenden und zuschlagenden Übermacht des Staates zurückgewiesen oder doch begrenzt wird, dies alles mutet, wenn Staat und Kirche dennoch einander finden sollen, beiden einen Zartsinn, eine Redlichkeit des Vertrauens und ein ruhiges Selbstgefühl zu, womit nur die höchsten Epochen der menschlichen Geschichte begnadigt worden sind. Immer wieder, kaum vereint, meinen Staat und Kirche gleich, nicht miteinander leben zu können, bis sie, kaum getrennt, nach einiger Zeit immer wieder lernen, daß doch

keins ohne das andere leben kann. Der Staat muß sich drüben verankern, die Kirche sich irdisch bewaffnen. Es bleibt schließlich dabei, daß sie einander brauchen, wenn auch freilich auf verschiedene Art: die Kirche braucht den Staat, wie der Geist den Leib braucht, als Werkzeug, dessen sie sich bedient, um zu verlauten und zu erscheinen, aber der Staat braucht die Kirche, wie der Leib den Geist braucht, um zu dienen, denn Staat und Leib hätten sonst keinen Grund noch Sinn und wären ohne Zweck, wären um nichts da. So haben alle christlichen Zeitalter das Verhältnis von Staat und Kirche stets angesehen, wenn auch nicht jedes immer danach gehandelt hat. Ja schon in heidnischer Zeit ist der Staat mit dem Ewigen verknüpft: Götter haben ihn gesetzt, Götter gebrauchen ihn nach ihrem Willen und er ruht auf den Göttern. Der Staat ist da, das ewig Wahre, Schöne, Gute darzutun, dies ist seit Plato der Glaube der abendländischen Menschheit geblieben. Und so sehr hatte sich der Staat daran gewöhnt, zu dienen, daß er sich, in der französischen Revolution seiner himmlischen Bestimmung entsetzt, sogleich um einen anderen Zweck umsieht. Er bringt Macht hervor, er zieht Macht an sich, er ist nichts und aus ihm wird nichts als Macht, aber was soll er mit ihr, wohin mit ihr, die doch irgendwie wieder verbraucht werden muß, um sie fortzubringen, oder er stockt und bleibt in seiner eigenen Macht stecken und steht stille; wohin also damit, seit sie nicht mehr dienen soll, in ihr das ewig Wahre, Schöne, Gute zeitlich abzubilden? Er gerät in die größte Verlegenheit, denn sein Wesen verlangt, daß er dienen muß. Er kann gar nicht anders als dienen. Aber wem, seit er dem Ewigen den Dienst aufgesagt? Man bietet ihm das Individuum an; das Individuum ist

nun selbstherrlich geworden, das Individuum soll fortan der Zweck des Staates sein. Der von Gott befreite Staat wird sogleich des Menschen Knecht. Es ist der erste Versuch, den der Staat unternimmt, um sich wieder einen Zweck zu geben. Er muß mißlingen. Das Individuum ist das Mittel des Staates, nun soll es auch sein Zweck sein, beides in einem, Anfang und Ende zugleich, Umkreis und auch noch seine eigene Mitte? Wie fängt der Staat das an, sich in den eigenen Schwanz zu beißen? Die Verlegenheit wächst. Das neunzehnte Jahrhundert ist die Geschichte dieser Verlegenheit: der entzweckte Staat hat keine Ruhe mehr und irrt ratlos nach einem neuen Zweck herum. Er weiß sich in seiner Angst nicht anders zu helfen als durch den ermutigenden Anblick seiner eigenen Macht. Sie hat zwar keinen Sinn mehr, aber er hat sie noch. Und so berauscht er sich an ihr und betäubt sich an dem Lärm, den sie macht. Je schwächer er sich innerlich fühlt, desto lauter äußert er seine Macht. Der Apparat läuft ja noch immer weiter, die Räder schnurren, Macht bringt unablässig neue Macht hervor, aus der immer wieder Macht werden muß, bis der Staat allmächtig wird, es bleibt ihm ja nichts anderes übrig. Seit er sich vom Absoluten losgesagt hat, muß er selber absolut sein. Er glaubt das freilich selbst nicht, er hat ein schlechtes Gewissen dabei; das läßt ihn nicht ruhen, bevor er nicht jeden Tag wieder einen neuen Beweis seiner Allmacht erbracht hat. Und nichts fürchtet er dabei mehr als den verwundert fragenden, vorwurfsvollen Blick der freien Persönlichkeit. Denn sie, die selbst unmittelbar im Absoluten ruht, sie, der der Weg zu Gott offen steht, allein kann er nicht täuschen. Diesen drohenden Zeugen seiner inneren Not muß er sich vom Halse schaffen. Staatsallmacht ist der

ärgste Feind der Persönlichkeit. In den christlichen Zeiten war das Innere des Menschen geschützt. Solange der Staat noch irgendein festgezogenes Verhältnis zur Kirche hat, bleibt der Persönlichkeit immer ein Raum, in den sie der Staat nicht verfolgen darf, in den sie vor ihm flüchten kann. Es gibt ein Gebiet, wo die Stimme des Staates verstummt und niemand spricht als die Ewigkeit, ein Gebiet, wo der Mensch mit seinem Gewissen allein ist, ein Gebiet der inneren Freiheit. Die Kirche hat immer über dem Rechte des Menschen gewacht, schon auf Erden irgendwo bloß vor Gott zu sein und hier niemand als Gott allein Rede zu stehen. Sie ließ es nicht zu, daß auch die Seele verstaatlicht wird, wie sich der Staat, sobald er nur noch auf sich selber hört, immer sogleich vermißt.

Anlaß, in Österreich wieder einmal das Verhältnis von Staat und Kirche zu befragen, gaben zunächst die Staatsgrundgesetze. Die josephinische Staatskirche war 1848 eingebrochen. Seit in den Grundrechten des Frankfurter Parlaments und selbst in der preußischen Verfassung den Religionsgesellschaften das Recht der Selbstbestimmung zugesprochen worden war, konnte doch auch in dem katholischen Österreich die Kirche nicht länger in staatlicher Haft bleiben. Das kaiserliche Patent vom 4. März 1849 gab sie frei. Ihr diese Freiheit zu verbürgen, wurde nach langen, behutsam geführten Verhandlungen zwischen Österreich und Rom das Konkordat geschlossen, von dem weltklugen, geduldigen, nachgiebig beharrlichen Kardinal Rauscher halb erlistet, halb abgetrotzt. Rauscher schien für ein solches Geschäft eigens geschaffen. Aufzeichnungen, die von ihm erhalten sind, lassen keinen Zweifel an seiner echten Frömmigkeit zu, doch diesen Zügen, die fast auf einen Heiligen

deuten, war eine fatale Begabung zum Höfling beigemischt, er ist mit aller Gottesfurcht und Sittenstrenge doch im Herzen der geborene Bürokrat geblieben. Einen weltgeschichtlichen Gegensatz auszutragen, war seine Sache nicht, er war der Mann der sauberen Paragraphen. Auch hat er der Neigung, zum Gegner zu schielen, nicht immer widerstehen können. Es gibt eine falsche Gerechtigkeit, das Wohlwollen der Schwäche. Ernest Hello hat dieses heimliche Laster der Zeit enthüllt. Er beginnt mit der Mahnung Davids: „Qui diligitis Dominum, odite malum.“ „Wer liebt, der haßt auch. Die Liebe zu Gott bedingt, verlangt, bewirkt, befiehlt den Haß gegen den Bösen. Freundschaft haben mit dem Feinde, das ist die geheime Sünde, die tiefe Sünde. C'est le crime du dixneuvième siècle que ce ne pas haïr le mal, et de lui faire des propositions. Il n'y a qu'une proposition à lui faire, c'est de disparaître. Tout arrangement conclu avec lui ressemble non pas même à son triomphe partiel, mais à son triomphe complet, car le mal ne demande pas toujours à chasser le bien; il demande la permission de cohabiter avec lui. Un instinct secret l'avertit qu'en demandant quelque chose, il demande tout. Dès qu'on ne le haït plus, il se sent adoré.“ Und er erinnert an das alte, geheimnisvolle Wort: *Corruptio optimi pessima*.

Das Ergebnis war darnach; das Konkordat hat es, wie derlei Kompromisse meistens, im Grunde keinem recht gemacht, es war dem einen zu viel, dem anderen zu wenig und tat keinem genug. Und Staatskunst von der Art, die sich nicht anders zu helfen weiß, als indem sie stets von Zeit zu Zeit das Kissen umdreht, hielt dies nun also wieder einmal für angezeigt und offenbarte die Staatsgrundgesetze vom 21. Dezember 1867, Worte, die nach

seinem Sinne zu deuten jedem frei stand. Sie gestatteten, wie Rudigier an seinen Klerus schrieb, „eine Auslegung, nach welcher sie mit den Rechten der katholischen Kirche in keinem Widerspruche stehen. Bei ihrer sehr allgemeinen Haltung sind sie aber auch einer anderen Auslegung fähig.“ Eben dies zeigt ja den Meister des politischen Stils, darin war der Bischof freilich ein Laie. Man muß übrigens dem Bürgerministerium zugestehen, daß es mutiger und aufrichtiger als sein Buchstabe war, es ließ bald an Deutlichkeit zu wünschen nichts übrig und bekannte Farbe. Zunächst wies Giskra die Statthalter von Steiermark und Oberösterreich an, die „regierungs- und verfassungsfeindlichen Agitationen“, deren er sich „gegen die bevorstehende verfassungsmäßige Gesetzgebung“ versehe, „nicht müßig . . . abzuwarten“, sondern „den Klerus vor Umtrieben zu warnen“. Diese Gesetze waren noch nicht erlassen, sie standen erst bevor; man kannte sie noch nicht, und es ist sehr österreichisch, daß der Minister einem Gesetze eigens erst die besondere Weisung vorausschicken zu müssen glaubt, es sei zu befolgen. Und er fügt hinzu: „Ich bin weit entfernt davon, dem Klerus eine Verleugnung seiner eigenen Überzeugung anzusinnen oder denselben in der Ausübung des geistlichen Amtes beirren zu wollen. Was ich aber namens der kaiserlichen Regierung auch von ihm mit Recht fordere, das ist, nie zu vergessen, daß auch der geistliche Funktionär Staatsbürger ist und sich nur innerhalb der Gesetze des Staates bewegen, nie sich über dieselben erheben dürfen.“ Dieser Nebensatz enthält die Hauptsache, um die sich die Staatsgrundgesetze noch sachte gedrückt hatten: er schafft mit argloser Miene beiläufig das Konkordat ab, den noch immer nicht gekündigten Vertrag mit

Rom, und stellt im Handumdrehen den Josephinismus wieder her, wenn auch sozusagen nur als eine Privatmeinung des Ministers. Und damit aber diese jedenfalls auch an die richtige Adresse gelangt, unterläßt das Schreiben nicht, dem Statthalter von Oberösterreich noch ausdrücklich kund zu tun: „Selbstverständlich wollen E. H. diesen meinen Erlaß nicht bloß als vertraulichen überhaupt ansehen, jedenfalls wünsche ich aber, daß E. H. denselben in geeigneter Weise zur Kenntnis des Herrn Bischofs von Linz bringen. Es ist nicht die Regierung Sr. Majestät, welche Zwietracht säen will, sondern ihr liegt gerade daran, daß der Friede im Lande gewahrt werde. Nötigt man sie aber dazu, so kann sie nicht versäumen, den Friedensstörer den Gesetzen zu überweisen, selbst dann, wenn es Personen trifft, die ihr hoher und heiliger Beruf dem Arme der Gerechtigkeit stets ferne halten sollte.“

Es war deutlich. Der Bischof verstand. Hellos Sünde dieser Zeit: *de ne pas haïr le mal et de lui faire des propositions*, war ihm fremd; er wußte: *il n'y a qu'une proposition a lui faire, c'est de disparaître*. Und er hieß nicht umsonst ein guter Kriegermann Gottes. Er ging in seiner Antwort an den Statthalter gleich auf jenen Nebensatz geradezu los und stand den Hörnern. Er erklärte: „Der wichtigste Satz in dem Erlasse des Herrn Ministers ist folgender: ‚Was ich namens der kaiserlichen Regierung auch von ihm, dem Klerus, mit Recht fordere, das ist, nie zu vergessen, daß auch der geistliche Funktionär Staatsbürger ist und sich nur innerhalb der Gesetze des Staates bewegen, nie sich über dieselben erhaben dünken darf.‘ Wenn dieser Satz im Zusammenhange mit der vorausgegangenen, schon erwähnten Versicherung des

Herrn Ministers, daß er weit entfernt sei davon, dem Klerus eine Verleugnung seiner geistlichen Überzeugung anzusinnen oder denselben in der Ausübung des geistlichen Amtes beirren zu wollen, aufzufassen ist, so anerkenne ich vollkommen die unbedingte Pflicht eines jeden Staatsbürgers, also auch des geistlichen Funktionärs, dem Staatsgesetze zu gehorchen. Denn die Staatsgewalt kann befehlen, was nicht wider Gottes Gebot ist, und bei dem besagten Zusammenhange ist der Konflikt des Gesetzes mit dem Gebote Gottes von vornherein ausgeschlossen. Ist aber der Satz nicht in diesem Zusammenhange, sondern für sich allein aufzufassen, und somit das Wort ‚Staatsgesetz‘ von jeder Verfügung zu verstehen, welche alle Stadien der Gesetzgebung durchlaufen hat, so ist zu distinguieren: ist dieses Staatsgesetz in keinem Konflikt mit der geistlichen Überzeugung oder dem geistlichen Amte, so muß der Priester, dem eben Gesagten zufolge, ohne weiteres demselben gehorchen. Ist es in einem Konflikte damit, so muß er nicht nur nicht gehorchen, sondern er darf nicht einmal gehorchen. Der Eingang des Erlasses, und schon die Tatsache, daß der Erlaß überhaupt erschien, läßt fürchten, daß der Herr Minister für das Staatsgesetz ohne alle Rücksicht auf die geistliche Überzeugung usw., kürzer gesagt, auf die Religion, den Gehorsam der Staatsbürger in Anspruch nehme. Deswegen erlaube ich mir den Satz, daß das Staatsgesetz eine verbindliche Kraft nicht habe, wenn es den Grundsätzen der Religion zuwider ist, durch Hinweisung auf einige Hauptlehren des Christentums zu begründen, nicht als wenn ich daran zweifelte, daß E. H. dieselben kennen oder glauben, sondern nur, um sie in ihrem Zusammenhange ins klare Bewußtsein zu bringen.

Die oberste Norm des menschlichen Handelns ist der Wille Gottes. Gott hat die Menschen erschaffen, sagt der Katechismus, damit sie ihm... gehorsamen. Deswegen beten wir alle Tage: Vater unser... ,dein Wille geschehe. Seinen Willen gibt Gott den Menschen durch die Vernunft und vornehmlich durch die Offenbarung kund. ,Das Unsichtbare Gottes ist... in den erschaffenen Dingen erkennbar und sichtbar.' (Röm. 1.) ,Mehr- mals und auf vielerlei Weise hat einst Gott zu den Vätern durch die Propheten geredet, am letzten hat er in diesen Tagen durch seinen Sohn geredet.' (Hebr. 1.) Dieser Offenbarung gemäß hat Gott, der höchste Regent der von ihm erschaffenen Menschheit, zwei oberste Ordnungen in der Welt eingesetzt, um die Menschheit zum zeitlichen und ewigen Heile zu führen, eine geistliche, oder die Kirche, und eine weltliche, oder den Staat. Daß die Kirche eine von ihm eingesetzte, in ihrem Bereich oberste Ordnung sei, hat der Sohn Gottes oft genug gelehrt: ,Wer die Kirche nicht hört, sei dir wie ein Heide und Publikan.' (Matth. 18.) Er lehrt uns beten: ,Vater unser... zukomme uns dein Reich.' Wir begehren mit dieser Bitte, sagt unser Schulkatechismus, daß Gott seine Kirche ausbreite und befestige. Dem Staate erkennt der Herr seine göttliche Berechtigung zu mit den Worten: ,Gebet dem Kaiser, was des Kaisers ist.' (Matth. 21.) Ebenso mit seinem Worte an Pilatus: ,Du hättest keine Gewalt über mich, wenn sie dir nicht von oben wäre gegeben worden.' (Joh. 19.) Am deutlichsten durch seinen Apostel: ,Jedermann unterwerfe sich der obrigkeitlichen Gewalt, denn es gibt keine Gewalt außer von Gott.' (Röm. 13.) Greift daher eine Gewalt oder Ordnung in den Bereich der andern hinüber, so stört sie die Ein-

richtung Gottes und hat kein Recht, Gehorsam zu fordern. Der Papacäsarismus und der Cäsaropapismus sind gleich verwerflich. „Mensch, wer hat mich zum Richter oder Erbverteiler über euch gesetzt?“ sprach Christus, als jemand das Ansinnen stellte, er solle seinem Bruder sagen, die Erbschaft mit ihm zu teilen. (Luk. 4.) Wenn es der Kirche aber nach diesem Worte ihres Stifters nicht zukömmt, weltliche Angelegenheiten zu leiten, so hat auch die Kirche andererseits das Bewußtsein ihrer Unabhängigkeit von der Staatsgewalt in geistlichen Dingen stets bewahrt. Es war bald nach der Sendung des Heiligen Geistes, daß Petrus zum Hohen Räte in Jerusalem, als dieser den Aposteln die Lehre Jesu zu verkünden verboten hatte, sagte: „Ob es recht ist vor Gott, euch mehr zu gehorchen als Gott, das urteile selbst. Denn nicht vermögen wir's (non possumus), nicht zu reden, was wir gesehen und gehört haben.“ (Apostelgesch. 4.) Da kommt das erste „Non possumus“ vor, das die Kirche den Anmaßungen des Staates gegenüber seither so oft sprach und das im Munde des neunten Pius weltberühmt geworden ist. Unser Schulkatechismus sagt: Untergebene sind schuldig, gegen ihre Landesfürsten, gegen ihre Obrigkeiten und Vorgesetzten, sie mögen gut oder böse sein, sich so wie Kinder gegen ihre Eltern zu betragen. Auf die Frage aber, was in dem vierten Gebote befohlen werde, antwortet derselbe Katechismus: In dem vierten Gebote wird vorzüglich befohlen, daß die Kinder ihre Eltern ehren, ihnen in allem, was nicht wider Gottes Gebote ist, gehorsamen. — Der bekannte ehemalige Minister Lamey in Karlsruhe hat einmal im Landtage bei der Verhandlung über ein Gesetz auf die Bemerkung von Katholiken, daß ihr Gewissen durch dasselbe verletzt würde, geantwortet: Das Gesetz

sei das öffentliche Gewissen. Bischof Ketteler von Mainz hat diesen Satz in einer eigenen Broschüre: „Ist das Gesetz das öffentliche Gewissen?“ siegreich widerlegt. Es ist um die Würde des Individuums, es ist um die persönliche Freiheit, es ist überhaupt um das, was man bisher Gewissen genannt hat, geschehen, der Staat ist ein Idol, dem kein anderes in der Heidenzeit ähnlich war, wenn das Gesetz als das öffentliche Gewissen gilt, welches dem individuellen keinen Platz mehr läßt. Führt aber die unbedingte Behauptung, daß man sich nur innerhalb der Gesetze des Staates bewegen dürfe, nicht in denselben Satz hinein, und ist sie nicht im Wesen identisch mit demselben? Und wie vereinbart der Herr Minister mit dieser Behauptung sein eigenes früheres Wort, daß er weit entfernt sei, dem Klerus eine Verleugnung seiner geistlichen Überzeugung anzusinnen? . . . Daher erkläre ich, daß ich dem Staatsgesetze, solange es nicht etwas dem göttlichen Willen Widersprechendes enthält, gehorchen und nach Maßgabe meiner Stellung und meiner Kraft zum Gehorsam gegen dasselbe ermahnen werde, daß aber, wo immer ein solcher Gegensatz aufscheinen wird, das apostolische Wort in meinem eigenen Handeln und in meiner Einwirkung auf die mir von Gott anvertraute Herde auch meine Richtschnur sein müsse: „Man muß Gott mehr als den Menschen gehorchen.“ Daß, mir hiebei als Maßstab, wonach ich die Übereinstimmung oder Nichtübereinstimmung des göttlichen und menschlichen Gesetzes prüfe, einzig und allein die Lehre der katholischen Kirche, der Säule und Grundfeste der Wahrheit, gelte, ist aus dem Gesagten ohnehin klar. . . Der Herr Minister beteuert wiederholt, daß die hohe Staatsregierung den Frieden mit der Kirche gewahrt zu wissen wünsche. Diesen Wunsch

wird sie überaus leicht in Erfüllung bringen können. Sie darf den Frieden nur nicht stören, dann wird er gewahrt bleiben. Die Kirche, eine Stiftung des ewigen Friedensfürsten, wünscht nichts sehnlicher als den Frieden. Sie wird ihn ihrerseits gewiß nicht stören. Nachdem seit dem achten Jahrzehnt des vorausgegangenen Jahrhunderts der Friede zwischen Kirche und Staat gestört war, hat der österreichische Staat mit der Kirche im Jahre 1855, nach vielen Anläufen in den Vorjahren, endlich einen Friedensbund, das Konkordat, geschlossen. Es soll also nur Buchstabe und Geist des Konkordates gewissenhaft eingehalten, und wenn etwa das in dem einen oder andern Punkt nicht möglich ist, dieses Konkordat durch beiderseitige Übereinstimmung der hohen Päpisten abgeändert werden, so wird der Friede erhalten bleiben, sonst unmöglich. Wenn aber etwa die Staatsgewalt diesen Friedensbund bricht, wer bricht dann den Frieden? Und was bedeuten alle Beteuerungen der Friedensliebe, wenn der Beteuernde den anderen willkürlich und als rechtlos behandelt? Die Regierung von Turin, nun Florenz, hat den Hl. Vater fortwährend als Störenfried bezeichnet, weil er gegen die ruchlose Usurpation seiner geistlichen und landesfürstlichen Rechte protestierte. Eine solche Sprache ist denn doch zu ehrlos, als daß man annehmen könnte, es werde je eine Zeit kommen, in welcher sie eine Nachahmung in Wien finde. Sollte die Staatsregierung ausdrücklich oder stillschweigend das Konkordat, sei es in seiner Ganzheit oder in einem Teile, also namentlich in Betreff der Ehe oder der Schule, brechen, was Gott verhüten möge, so ist es eine traurige, aber ganz unzweifelhafte Pflicht der Katholiken, es als fortwährend verbindlich zu betrachten. Ein zweiseitig verbindlicher Vertrag

kann von einer Seite nie und nimmer aufgehoben werden. Die allermeisten Rechte, welche in dem Konkordat der Kirche zugewiesen werden, beruhen ohnehin nicht auf einer Konzession des Staates, sondern auf göttlicher Anordnung, namentlich ihre Rechte in Betreff der Ehe. Sie würden auch ohne Konkordat in voller Kraft bleiben. Diese Erklärung über den Fortbestand der verbindenden Kraft des Konkordats habe ich E. H. bereits mündlich gegeben. Ich wiederhole sie hier, um, wenn der höchst unglückliche Fall eines Konkordatsbruches eintreten sollte, die Verantwortung für Verwicklungen, die alsdann eintreten müßten, jetzt schon von mir abzulehnen. . . . Werden E. H. mir erlauben, daß ich noch ein Wort spreche über die politischen Folgen eines nunmehr in Österreich beliebten Vorgehens gegen die Kirche, wie es sich auch in diesem ministeriellen Erlasse darstellt? Einem Herzen, das für Österreich geschlagen, seitdem es schlägt, und immer für Österreich schlagen wird, werden Sie es nicht verwehren. Ich lege hier eine Broschüre bei, betitelt: ‚Offenes Sendschreiben an Seine Exzellenz den hochwürdigsten Herrn Erzbischof von München-Freising‘. Sie sucht unter den Katholiken Deutschlands, die noch nicht preußisch sind, Propaganda zu machen für Preußen. Sie enthält zu diesem Ende viel Unwahres, aber auch viel Wahres. Wahr ist namentlich, daß der Katholizismus in den Ländern des protestantischen Preußenkönigs viel gerechter und rücksichtsvoller behandelt wird als dormalen in einigen deutschen Staaten, und namentlich in dem Reiche Seiner k. k. apostolischen Majestät, des katholischen Kaisers, des Enkels und Erben der obersten Schutzherren der Kirche, des Monarchen über ein Reich, welches auch im ‚Rotbuche‘ ein ‚katholisches‘ genannt wird. Preußen hat auch

sein Konkordat und hält es. Preußen straft die Angriffe auf Kirche und Klerus, Preußen unterhält freundliche Beziehungen zum Heiligen Stuhle und spricht sich unverhohlen für dessen Weltherrschaft aus. . . . Preußen will aber auch noch viel größer werden als es ist, es will alle deutschen Länder unter die Krone der Hohenzollern bringen. Preußen hat seinen Bismarck, der ohne weiteres für die preussischen Pläne ungemein geschickt operiert. Aber viel erfolgreicher operiert für dieselben, sei es auch unabsichtlich, jeder österreichische Staatsmann, der die katholische Kirche mißachtet oder wie immer verfolgt, er arbeitet dem Preußentume auf das Wirksamste in die Hände. Wenn unser katholisches Volk in den Zeiten so tiefer Demütigung Österreichs, so schwerer öffentlicher Lasten . . . in seinem Kaiser auch nicht mehr den Beschützer seines Glaubens sehen darf und kann, wer wird sich dann verwundern, wenn es nachgerade dem preußischen Sirenen-gesang sein Ohr zuwendet? . . . Nach meiner innigsten Überzeugung ist katholische Politik österreichische Politik, und antikatholische Politik antiösterreichische Politik. Deswegen blutet dermalen bei vielen Vorgängen in unserem Vaterlande nicht nur das Herz des Bischofs, sondern auch, ja noch mehr, das Herz des Österreichers . . . Ich füge nur noch bei, daß der (nebenher gesagt, auch von unabhängigen antikatholischen Zeitungen verurteilte) ministerielle Erlaß den eingelangten Nachrichten zufolge, wie vorzuschauen war, bei dem Klerus der Diözese große Indignation hervorgerufen habe, und daß in einigen Bezirken eine förmliche Spionage gegen die Geistlichen, gewiß gegen die Intentionen E. H., eingeleitet worden sei, weshalb nun wohl auch bald Denunziationen in großer Zahl erfolgen werden. Gott beschütze den Kaiser!“

Dies war des Bischofs am 9. März 1868

erteilte Antwort auf Giskras Erlaß; ihr antwortete das Ministerium mit den Maigesetzen, diesen aber der Papst in seiner Allokution an die Kardinäle vom 22. Juni 1868: „Videtur profecto, venerabiles fratres, quam vehementer reprobandae et damnandae sint eiusmodi abominabiles leges ab Austriaco gubernio latae, quae catholicae ecclesiae doctrinae, eiusque venerandis iuribus, auctoritati, divinaeque constitutioni, ac Nostrae et apostolicae huius sedis potestati, et memoratae Nostrae conventioni, ac vel ipsi naturali iuri vel maxime adversantur. Nos igitur pro omnium ecclesiarum sollicitudine Nobis ab ipso Christo Domino commissa apostolicam vocem in amplissimo hoc vestro consessu attollimus, et commemoratas leges, ac omnia, et singula, quae sive in his, sive aliis in rebus ad ecclesiae ius pertinentibus ab Austriaco gubernio seu ab inferioribus quibusque magistratibus decreta, gesta, et quomodolibet attentata sunt, auctoritate Nostra apostolica reprobamus, damnamus et decreta ipsa cum omnibus inde consecutis eadem auctoritate Nostra irrita prorsus, nulliusque roboris fuisse, ac fore declaramus. Ipsos autem illorum auctores, qui se catholicos esse praesertim gloriantur, quique memoratas leges, acta vel proponere, vel condere, vel approbare, et exsequi non dubitarunt, obtestamur, et obsecramus, ut meminerint censurarum, poenarumque spiritualium, quas apostolicae constitutiones, et oecumenicorum conciliorum decreta contra invasores iurium ecclesiae ipso facto incurrendas infligunt.“*

Dies Urteil des Papstes tat der Bischof von

* Ihr sehet also, ehrwürdige Brüder, wie scharf derartige abscheuliche von der österreichischen Regierung gemachte Gesetze zurückzuweisen und zu verdammen sind, die der Lehre der katholischen Kirche, ihren ehrschuldigen Rechten, ihrer Vollmacht und göttlichen Einrichtung, sowie Unserer und dieses apostolischen Stuhles

Linz in seinem Diözesanblatt kund und fügte hinzu: „In manchen Kreisen hat diese Allokution sehr überrascht. Sie kennen eben die katholische Kirche nicht. Wenn Petrus noch auf dem römischen Stuhle säße, er hätte auch geredet. Er hätte so geredet, wie Pius IX. geredet hat. Petrus per os Pii locutus est. Wenn es noch in oder außer Österreich wirkliche, und nicht bloß Namenkatholiken gab, welche über die in Rede stehenden Gesetze anders urteilten wie die Bischöfe Österreichs, so werden sie jetzt ihr Urteil mit denselben vereinigen: ‚Roma locuta, causa finita est. Ubi Petrus, ibi Ecclesia.‘ Nichts wird uns von der innigsten Anhänglichkeit an den Stuhl Petri abwendig zu machen imstande sein.“

Das alles nahm das Ministerium vom Bischof

Machtbefugnis, Unserer erwähnten Übereinkunft wie auch dem Naturrecht selber und noch am meisten widerstreiten. Wir also bei der Uns von Christus dem Herrn selber aufgetragenen Sorge für alle Kirchen erheben die apostolische Stimme in dieser eurer erlauchtesten Sitzung und Kraft Unserer apostolischen Vollmacht weisen wir zurück und verdammen die erwähnten Gesetze so im ganzen wie einzeln, die in diesen oder anderen sich auf das Kirchenrecht erstreckenden Dingen von der österreichischen Regierung oder von irgendwelchen untergeordneten Behörden beschlossen, behandelt oder irgendwie beachtet sind, und die Verordnungen selbst mit allen ihren Folgerungen erklären wir aus Unserer gleichen Vollmacht für gänzlich ungültig und daß sie keine Gewalt besessen hätten noch haben werden. Ihre Urheber selber aber, welche sich noch besonders rühmen, Katholiken zu sein, und welche die erwähnten Gesetze vorzuschlagen oder zu begründen oder gutzuheißen und auszuführen kein Bedenken getragen haben, bitten und beschwören wir, daß sie sich der Zensuren erinnern und der geistlichen Strafen, welche die apostolischen Konstitutionen und die Verordnungen der allgemeinen Konzilien über die Einbrecher in die Rechte der Kirche verhängen und die mit der Tat selber eintreten.

ruhig hin und hat also, als es dann seinen Hirtenbrief verbieten und ihn vor den Geschworenen belangen ließ, wissen müssen, daß er niemals in kirchlicher Angelegenheit ein staatliches Gericht über sich erkennen konnte. Es hätte das wissen müssen, wenn ihm eines Mannes Art denkbar gewesen wäre. Des Mannes Art ist, das eine zu müssen, das andere nicht zu können. Die Menschen freilich, die es gewohnt war, mußten nichts, sie konnten mit Nachhilfe von Versprechungen oder Drohungen immer auch anders. Es hatte stets nur mit Leuten zu tun, die zu allem fähig sind, nur daß der eine vielleicht etwas länger dazu braucht und reichlicher belohnt oder heftiger bedroht sein will als der andere. Sie zweifelten nicht, auch der Bischof würde mit der Zeit schon anders können. Sein Brief an den Statthalter? Große Worte, die man öffentlich macht, man hat doch ein Prinzip; sie kannten das aus eigener Erfahrung. Die Zustimmung zur Allokution im Diözesanblatt? Sehr dreist; ihn gelüftet nach dem Märtyrer, aber nein, den Gefallen tun wir ihm nicht! Wir können warten. Man muß ihm nur Zeit lassen. Er hat seine Verbeugung vor dem Papste gemacht. Das sei ihm gegönnt. Er wird die nächste Gelegenheit ergreifen, auch dem Staate seine Verbeugung zu machen. Ist es erst so weit, dann verständigt man sich gern; er hat uns kennen gelernt, wir haben unsere Macht gezeigt, das nächste Mal überlegt er sich's und an uns soll es dann auch nicht fehlen: wenn erst ein Jahr darüber gewachsen ist oder zwei, wird er Exzellenz. Im Grunde ist er ein kluger Mann, er wird es nicht zum Äußersten treiben. Und da kam ihnen der Hirtenbrief eben recht. Das war kein großer Fall, da ging's nicht um das Prinzip: ein Hirtenbrief, eine Druckschrift, ein Presse-Erzeugnis

wird konfisziert, was weiter? Und es ist genau genommen da gar nicht der Bischof, den es trifft, es wird gar nicht der Bischof verfolgt, es wird der Verfasser einiger Sätze verfolgt, ein Journalist, der sich gar nicht erinnern muß, daß er zufällig daneben auch noch Bischof von Linz ist, das hat mit diesem Falle nichts zu tun, wer fragt danach? Als Journalist kann er sich dem Richter stellen, er hat keinen Grund, sich nicht verhören zu lassen, er wird mit Recht sagen können, daß es ja nicht der Bischof war, der vor dem Richter erschien, uns aber kommt's doch bloß darauf an, daß er in Person vor dem Richter erscheint, denn der Eindruck wird dann sein, daß es der Bischof war. So hat am Ende jeder, was er braucht, und die Brücke zur Exzellenz ist geschlagen. So war's gemeint, und sie vergaßen dabei nur, daß ein Mann gezwungen ist, wenn ihm innerlich die Wahrheit angetastet wird, es immer zum Äußersten zu treiben. Er stand fest und konnte nicht anders. Sie begriffen das gar nicht und warteten immer noch, bis es zu spät für sie war. Zu spät erkannten sie, daß, wodurch er beschämt, erniedrigt und gebeugt werden sollte, zu Ruhm und neuer Macht und Begeisterung für ihn ausgeschlagen war.

Er wurde niemals Exzellenz. Aber seit jenem Tage war er der große Bischof von Linz. Und bis an sein Ende blieb er weithin ein Zeichen der Gottesfurcht, des Trotzes gegen Menschenwillkür, der wahren Freiheit. Es hatte sich einmal einer gefunden und mit seinem Glauben Ernst gemacht. Es gab noch einen im Lande, der seinem Gewissen gehorsam blieb und sich durch nichts von seiner Pflicht abschrecken ließ. Es war einer der „Opferung“ fähig, der „ersten und letzten Tugend, worin alle übrigen enthalten sind“. (Goethe.) Nach

Freiheiten schrien alle, jeder nach einer anderen, hier aber war einer, der die Freiheit hatte, die eine, die alle anderen entbehrlich macht, die des sicheren, in Gott hängenden Gefühls. Und er gab Zeugnis, so redlich und so rein, wie der alte Sokrates einst im Staatsgefängnis von Athen, ein laut schallendes Zeugnis, daß „man nicht das Leben am höchsten achten muß, sondern das gerechte Leben“. Das war der Stachel, den die Tat des Bischofs im Lande zurückließ. Sie weckte die Menschen vom dumpfen Schläfe, sie fuhren auf und entsannen sich wieder des ewigen Gesetzes in ihrer Brust. Denn mehr als irgendein anderes der im mittleren Europa sitzenden Völker hat das österreichische, gar aber sein in den Bergen von der Donau bis zum Inn hausender Stamm innere Freiheit not; er kann von ihr nicht lassen, da gibt selbst der Ärmste noch' das Letzte her für einen rein bewahrten Raum der Seele, den kein Laut der äußeren Welt, kein Zwang irdischer Gewalt entheiligen darf.

Am 14. November 1884 las der Bischof in Mattighofen seine letzte Messe. Er fuhr von da nach Ried durch das Wiesenland den Weg, den in uralter Zeit die Boten des Evangeliums nach Norden zogen. Der erste Schnee fiel auf seine Totenfahrt. In Ried erkrankt, heimgebracht, rief er nach Empfang der hl. Sterbesakramente die Domherren zu sich, dankte seinem Klerus, trug ihm einen letzten Gruß an das Volk auf, bat, wen immer er etwa beleidigt hätte, um Verzeihung, empfahl den Bau seines Domes dem Kapitel und sprach, auf Gottes Barmherzigkeit, auf die Gnade des Erlösers und die Fürsprache der makellosen Jungfrau vertrauend, das Gebet:

Jesu cum sit hinc exire,
Da per matrem me venire

Ad palmam victoriae.
 Quando corpus morietur,
 Fac ut animae donetur
 Paradisi gloria.

Das war am 17. November. Er litt große Schmerzen und verfiel. In den letzten Tagen gab er auf alles, was immer man ihm sagte, nur noch zur Antwort: Gloria patri. Am Samstag vor dem ersten Adventsonntag des Jahres, am 29. November 1884, ist er gestorben. Sein letztes Wort war: Fac ut animae donetur. Ein Zeuge, der Bischof Doppelbauer, sagt: „Ich konnte in meinem übergroßen Schmerze nur den einen Gedanken fassen, daß er das Paradisi gloria bereits im Himmel gesprochen habe.“ Er wurde am 3. Dezember, an seinem Namenstage, in seinem Dom beigesetzt. Auf dem Denkmal, das ihm 1891 der Bischof Franz Maria Doppelbauer, sein zweiter Nachfolger, errichtet hat, steht:

Sacerdos vere magnus, bonus Christi miles,
 Vir plane apostolicus,
 immaculatae Virginis eximius cultor et templi huius
 generosus fundator. Hic est, qui multum orat pro
 populo (II. Macc. 15, 14).

Am 21. Februar 1895 begann der Prozeß der Seligsprechung. Dieser besteht aus zwei Teilen: einem über den Ruf der Heiligkeit und Wunder im allgemeinen und einem über die Tugenden und Wunder im besonderen. Der erste päpstliche Prozeß ist am 30. Juni 1914 abgeschlossen und für gültig erkannt worden. Nun wird der zweite geführt, und die frommen Oberösterreicher beten, daß ihr großer Bischof den Heiligen unserer Heimat beigesellt und der bischöfliche Stuhl von Linz einst der des Franz Joseph geheißten werde, wie der

bischöfliche Stuhl von Salzburg der des heiligen Rupertus genannt wird.

Aber noch über den großen Kreis der Gläubigen hinaus wirkt sein Andenken fort als eines überwältigenden Beispiels männlicher Tapferkeit, innerer Freiheit und unüberwindlicher Treue. So hat er, in Milde stark, in Demut unbeugsam, in Güte fest, auch bei Lebzeiten schon alle Redlichen selbst seiner Gegner mit geheimnisvoller Kraft zur Ehrfurcht niedergezwungen. Und so hat es auch sein müssen, daß gerade der Notar Dr. Alois Bahr, zeitlebens im oberösterreichischen Landtag ein Hauptredner des Liberalismus, jetzt durch die Hand des einen seiner Buben dem großen Bischof von Linz diesen ärmlichen Stein ehrfürchtiger Erinnerung setzen ließ.

Am Johannistag 1916.

Literaturverzeichnis.

Benützt wurden folgende Werke: Konrad Meindl: ‚Leben und Wirken des Bischof Franz Joseph Rudigier von Linz‘. 2 Bände. Linz, Priesterseminar 1891–92. — Franz Maria Doppelbauer: ‚Bischof Rudigiers kirchenpolitische Aktenstücke‘. Linz, Priesterseminar, 1890. — Dr. Franz Doppelbauer: ‚Bischof Rudigiers Hirtenschreiben‘. Linz, Priesterseminar, 1888. — Dr. Franz Doppelbauer: ‚Bischof Rudigiers politische Reden‘. Linz, Priesterseminar, 1889. — Dr. Cölestin Wolfsgruber: ‚Friedrich Kardinal Schwarzenberg‘. Wien und Leipzig, Karl Fromme, 1906. — Dr. Cölestin Wolfsgruber: ‚Joseph Othmar Kardinal Rauscher‘. Freiburg im Breisgau 1888. Herdersche Verlagsbuchhandlung. — Heinrich von Hurter: ‚Friedrich von Hurter und seine Zeit‘. 2 Bände. Graz, Vereinsbuchdruckerei, 1876–77. — Dr. Jgnaz Beidtel: ‚Geschichte der österreichischen Staatsverwaltung‘. 2 Bände. Innsbruck, Wagnersche Vereinsbuchhandlung, 1896–98. — ‚Der Preßprozeß des hochwürdigsten Herrn Bischofs von Linz vor dem Schwurgerichte am 12. Juli 1869‘. Linz, Danners Verlag, 1869. — Dr. Wilhelm Habison: ‚Die politische Haltung des Bischofs von Linz Franz Joseph Rudigier‘. Linz, Verlag des liberalen, politischen Vereins, 1870. — Balthasar Scherndl: ‚Der Ehrwürdige Diener Gottes Franz Joseph Rudigier, Bischof von Linz‘. Regensburg und Rom 1915. Verlag von Friedrich Pustet. — P. Adolf Innerkofler C. Ss. R.: ‚Der hl. Klemens Maria Hofbauer‘. Regensburg und Rom, Druck und Verlag von Friedrich Pustet. — Dr. Johannes Eckardt: ‚Klemens Maria Hofbauer‘. M.-Gladbach 1916. Volksvereinsverlag. — J. Görres: ‚Athanasius‘. Regensburg 1838. G. Joseph Manz. — J. Görres: ‚Vorreden und Epilog zum Athanasius‘. Regensburg 1838. G. Joseph Manz. — J. Görres: ‚Die Triarier‘. Regensburg 1838. G. Joseph Manz. — J. Görres: ‚Einleitung zu: ‚Heinrich Susos Leben und Schriften‘ von Melchior Diepenbrock. Regensburg 1884. G. Joseph Manz.